

V H U



UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK
BERLIN

UNIV-BIBL
BERLIN
2 OKT 1933

HEFT 13
9. JAHRGANG
BERLIN
OKTOBER 1933
*



Luftschlösser werden Wirklichkeit!

Das Häuschen, das man wirklich baut, ein Garten dazu, machen glücklicher als der schönste erträumte Palast. Bevor der Bau beginnt, wollen alle Einzelheiten genau überlegt sein; soll doch alles schön und zweckmäßig werden, ohne daß die vorgesehene Summe überschritten wird. — Lesen Sie deshalb die aus der Praxis entstandenen reichhaltigen, leichtverständlichen, interessanten

1.— Mark-Bauwelt-Sonderhefte:

- Heft 1:** 25 Sommer- und Wohnlauben im Preise von 140 Mark bis 2800 Mark.
- Heft 2:** 25 heizbare Wohnlauben u. Kleinsthäuser im Preise v. 1800 M bis 4500 M.
- Heft 3:** 25 Kleingärten v. 200 bis 1250 qm. Ratschläge zur Anlage u. Bepflanzung.
- Heft 4:** 25 Kleinhäuser im Preise v. 5000 Mark bis 10000 Mark. Reich illustriert.
- Heft 5:** 25 Zweifamilienhäuser im Preise von 8000 M bis 40000 M. Viele Fotos.
- Heft 6:** Wir wollen ein kleines Haus bauen. Bilder u. Pläne für schlichte Häuser.
- Heft 7:** 25 Einfamilienhäuser im Preise v. 10000 M bis 20000 M. Reich bebildert.
- Heft 8:** Wohne schön und richtig! Viele Ratschläge mit 100 Bildern.
- Heft 9:** 25 schöne Landhäuser im Preise über 20000 M. Mit Grundrissen u. Fotos.
- Heft 10:** 25 preisgekrönte Zimmer. Ergebnis eines Wettbewerbs.
- Heft 11:** 25 preisgekrönte Zimmer, Einzelmöbel dazu.
- Heft 12:** 250 Ratschläge für Hausbesitzer. Ein kleines Fach-Lexikon.

Jedes Heft 1.- Mark!

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen oder (+ 15 Pfennig Porto) vom
Bauwelt-Verlag, Berlin SW 68, Charlottenstr. 6



Jede Dame schlank

durch **Warner's** **LE GANT**

Corsette • Hüfthalter • Schlüpfer • Büstenhalter

mit *Traumlastic!*

LE GANT folgt jeder Körperbewegung wie die zweite Haut, unspürbar für die Trägerin, unentbehrlich für alle, die gänzlich unbehindert sein wollen in der Anmut ihrer Bewegungen.

Unentbehrlich für täglichen Gebrauch, Reise und Sport.

LE GANT federleicht, sitzt wie der Handschuh auf der Hand.

Ob stark, ob schlank, alles trägt



Warner's
„LE GANT“
mit „Traumlastic“
dehnbar nach allen Seiten.
Die Erfüllung eines Wonne-
traums für die gesamte
Damenwelt!

Bezugsnachweis durch die Fabrik WARNER'S, HAMBURG 6
Spezialverkauf für „LE GANT“ in Berlin: Warner's, Leipziger
Str. 106 u. Kurfürstendamm 216, beides vis-à-vis Kempinski.
Spezialverkauf für „LE GANT“ in Hamburg: Corsethaus
Gazelle, Neuer Wall 9

Wollen Sie sich auch beteiligen



Wir züchten

Edelpelztiere in Pension

Unsere Mitglieder
erzielten durchschnittlich

1930-31

75% REINGEWINN

1931-32

58% REINGEWINN

1932-33

72% REINGEWINN

Wenn Sie sich auch beteiligen wollen,
dann verlangen Sie unsere 75 Seiten
starke, reich illustrierte Druckschrift:
„Gewinnbringende Edelpelztierzucht“,
die Ihnen über alles Notwendige rei-
chen Aufschluß gibt. (Mindestbetrag
ca. 400.- RM.) Schriftliche Anfragen an:

**Gemeinnützige Edelpelztier-
Zuchtvereinigung e.V.**

Berlin N 24, Friedrichstraße 136

U H U

HEFT 13 / 9. JAHRGANG

Oktober 1933

Schriftleitung
Friedrich Kroner

★

Nachdruck und Übersetzung verboten
Copyright 1933 by Ullstein Aktiengesellschaft
Berlin

	Seite
Zweierlei Herbst. Zeichnung von Girod ..	5
Der Uhu tritt in sein 10. Lebensjahr. Ein Rückblick. Mit Fotografien und Zeich- nungen	6
Die schöne Engländerin. Fotografie	18
Wenn ich etwas zu sagen hätte ... Was sie tun würden, wenn sie Chef wären. Eine Rundfrage	19
„Nicht ich, nein, wir ...“ Sinnspruch. Silberschild von Belling	25
Das sind wir! — nämlich neue Filmstars Fotografien	26
Der unendliche Ozean. Fotografie	32
Uhu's Rätselzeitung. Mit vielen Rätsel- aufgaben	33
„... ich werde dir die Krawatte binden ...“ Momentaufnahme	39
Gemütlichkeit. 5 Blätter von Walter Trier Mit Versen von My	40
Tagewerk eines Knechts. Aufgeschrieben von Wolfgang Weyrauch	46
Kleine Nervenproben. Zeichnungen von Horst v. Möllendorff	53
Er liest ihr vor. Zwei Momentaufnahmen	58

	Seite
Brautfahrt nach Rostow. Erzählung von Grete Fischer mit Zeichnungen von Fritz Biermann	60
Anmut. Fotografien	65
Im Glanz der Vergangenheit. Stätten, denen die Menschheitserinnerung nachträumt. Eine Bilderreihe	66
Soviel Liebe gibt es gar nicht. Ein Rückblick auf die Filme der letzten Zeit. Mit einer Zeichnung von Barlog	72
Antenne Mensch. Aus den Einsendungen zu unserem Preisausschreiben „Genau wie im Roman“ mit einer Zeichnung von Linnekogel	74
Äpfel. Von EB-, Zank-, Adams- und anderen Äpfeln. Mit Fotografien	81
Meine Großmutter als Kind. Alte Fotografie	85
Annemarie Schwarzenbach. Fotografisches Bildnis	86
Der Schrei aus der Tiefe. Erzählung von Kurt Heuser	87
Telegrafie im Urwald. Wie die Trommelsprache der Neger aussieht	89
Der Turnlehrer. Fotografie	91
Vor dem Spiegel. Momentaufnahme	93
Der Kampf bis zur Entscheidung. Zeichnung von Bateman	95
Uhu-Umschau	100
Uraltes deutsches Recht wird wiedergeboren. Von Cläre With / Stell dich auf den Kopf — die Welt wird schöner. Von Dr. H. von Grünburg / Das Horoskop. Eine Anekdote / Irrtümer der Natur. Von A. Dreßler / Golf mit Wörtern / Neues Lawinenrätsel.	
Unser neues Kreuzworträtsel	112

*

Umschlagbild von Essenther

HEIMANN
FRANKFURT

*Seit
30 Jahren*

echte *Gillette*

**Kein
Hühnerauge
mehr!**

mit Wurzel
aus der Unterhaut
gehoben

durch
Tiefenwirkung

W-Tropfen

ein
neues,
sofort wirk-
kendes Mittel,
haben Tiefenwir-
kung und treffen das
Hühnerauge mit der Wurzel
direkt in der Unterhaut. **Der
Schmerz hört sofort auf;** das
lästige Hühnerauge wird weich und so
lose, daß Sie es in einigen Tagen mit den
Fingern herausheben können (desgl.
Hornhaut). Vollständig unschädlich.
Kein gefährliches Schneiden mehr.
Die Original-Flasche „W-Tropfen“
mit Auftragepipette kostet 90 Pf. und
ist in allen Drogerien, Apotheken
und Sanitätsgeschäften zu haben.
Ein Apothekenbesitzer schreibt: „In meiner
langjährigen Praxis habe ich fast alle Hühneraugenmittel ge-
braucht, aber mit keinem hatte ich solch einen Erfolg wie mit
Ihren „W-Tropfen“. Ich empfehle diese daher in meiner Apotheke
jedem Patienten, der nach einem guten wirksamen Mittel fragt.“

Güters mann's Nähseide



U H U



Zweierlei Herbst

Zeichnung von Grod



Der UHU tritt
in sein

10tes

Lebensjahr

Ein Rückblick

Der „Uhu“ feiert Geburtstag. Er tritt heute ins zehnte Lebensjahr. 9 Jahre unseres Lebens haben sich in seinen Blättern gespiegelt, 9 Jahre lang hat er, bald nachdenklich, bald lustig, einer wirren und ringenden Zeit einen Spiegel, meist einen lustigen, doch klaren Eulenspiegel, vorgehalten. Nie war er Schulmeister, immer aber hat er es ernst gemeint, ob er gespottet, gewarnt oder verehrt hat. Und eine ganze Welt hat sich amüsiert oder nachdenklich in diesem Spiegel erblickt: die Welt der Kunst und Politik, der Forschung und Arbeit, aber auch die Welt der Bauern und die Schönheit der Heimat, wie der schreckliche Krampf der Städte, der aus den bitteren Liedern ihrer Dichter erklingt. Überall, wo die Probleme, Wünsche und Hoffnungen der Nachkriegszeit nach Gestaltung drängten, hatte der „Uhu“ seine Augen und Ohren. Blättern wir in seinen Jahrgängen, finden wir überrascht einen kleinen kulturellen Querschnitt durch die Vergangenheit, und aus einem paar Duzend Aufsätzen setzt sich ein Mosaikgemälde der Nachkriegszeit zusammen. Diese Zeit ist heute versunken. Ihre Niederschläge und Dokumente in Bildern und Artikeln ziehen an uns vorüber wie ein historischer Film. Wie kann der „Uhu“ bestehen vor einer Zeit, die ebenso unbarmherzig ausmerzt wie begeistert aufbaut? Welches sind die Dinge, denen seine Liebe gehörte und welche hat er bekämpft?

Er hat 9 Jahre lang die Schwingungen der Zeit als getreuer Seismograph verzeichnet, aber nie blindlings Ja gesagt. Immer hat er Stellung genommen, oft schwamm er gegen den Strom, und häufig genug hat er unbestechlich und scharfsäugig bereits die faule Stelle, den Bruch, den Haken an einer Sache gesehen, die irgendeine Mode zum Gözen gemacht hatte. Es war eine bewegte Zeit! Vergessen wir nicht die vielen gesunden Bewegungen, die sie brachte, aber wie groß war die Zahl ihrer furchtbaren Nöte, ihrer vielen Moden und „Fimmel“! Alle haben sie im „Uhu“ einen Niederschlag gefunden, viele Irrtümer und Zeitkrankheiten wurden als solche enthüllt, manche Mode bereits im Stadium allgemeiner Begeisterung und Massensuggestion vom „Uhu“ mit einem großen Fragezeichen versehen! Nie erlahmte der „Uhu“ in seiner Wachsamkeit, nie wurde er müde zu warnen und zu loben, zu verspotten oder zu mahnen, wieviele neue „Strömungen“ und Probleme im Wirbel dieser Jahre auch zur Tagesordnung kamen: da gab es die große Welle der Amerika-Begeisterung, die überwältigende Entwicklung des Sports, das



Der „Uhu“ wendet sich gegen den Berechtigungsfinnkel.

Dieses Bild des Schuhmachers, der nur Lehrlinge mit höherer Schulbildung einstellte, brachte der „Uhu“ im Jahre 1929 innerhalb eines Aufsatzes von Cläre With, der vor der Überschätzung der sogenannten höheren Bildung warnte und auf das Elend der Studenten hinwies.

Aus dem November-Heft des „Uhu“ 1929.

triumphierende Hervortreten der Jugend, das furchtbare Anwachsen der Arbeitslosigkeit, die leidenschaftliche Diskussion des Jahrzehnts über Fragen der Ehe und Erziehung, da gab es die wachsende Beteiligung der Frau am öffentlichen Leben, an Beruf und Sport, es gab die Neue Sachlichkeit, und es gab die beispiellose Steigerung des Automobilmus mit seinem Schnelligkeitswahnsinn, und schließlich war es ein Jahrzehnt des Films und des Prominentenwesens.

Alles dies finden wir in den Blättern des „Uhu“ gespiegelt, und heute zeigt er seinen Lesern noch einmal, wie er immer sich bemüht hat, seine neugierige Kamera und sein scharfhöriges Mikrophon dort aufzupflanzen, wo es in dem Tumult des Jahrzehnts etwas zum Nachdenken oder zum Auslachen gab. Noch einmal wollen wir heute das Antlitz einer überwundenen Nachkriegsepoche heraufbeschwören.



„Konferenzen und Reden bringen uns nicht weiter“, sagte der „Uhu“ im September 1929.

„Nicht nur Monsieur Wandel gähnt!“ lautete die Unterschrift zu diesem Bild aus dem Aufsatz „Das Zeitalter der Konferenzen und Reden“, in dem die Nutzlosigkeit der vielen europäischen Konferenzen zum erstenmal an drastischen Beispielen dargestellt wurde.



Ergebnis eines Skandalprozesses.
Zeichnung von Fritz Eichenberg aus dem
Aprilheft des „Uhu“ 1933.

Der einzige gemütliche Raum im Haus

Von Benedikt

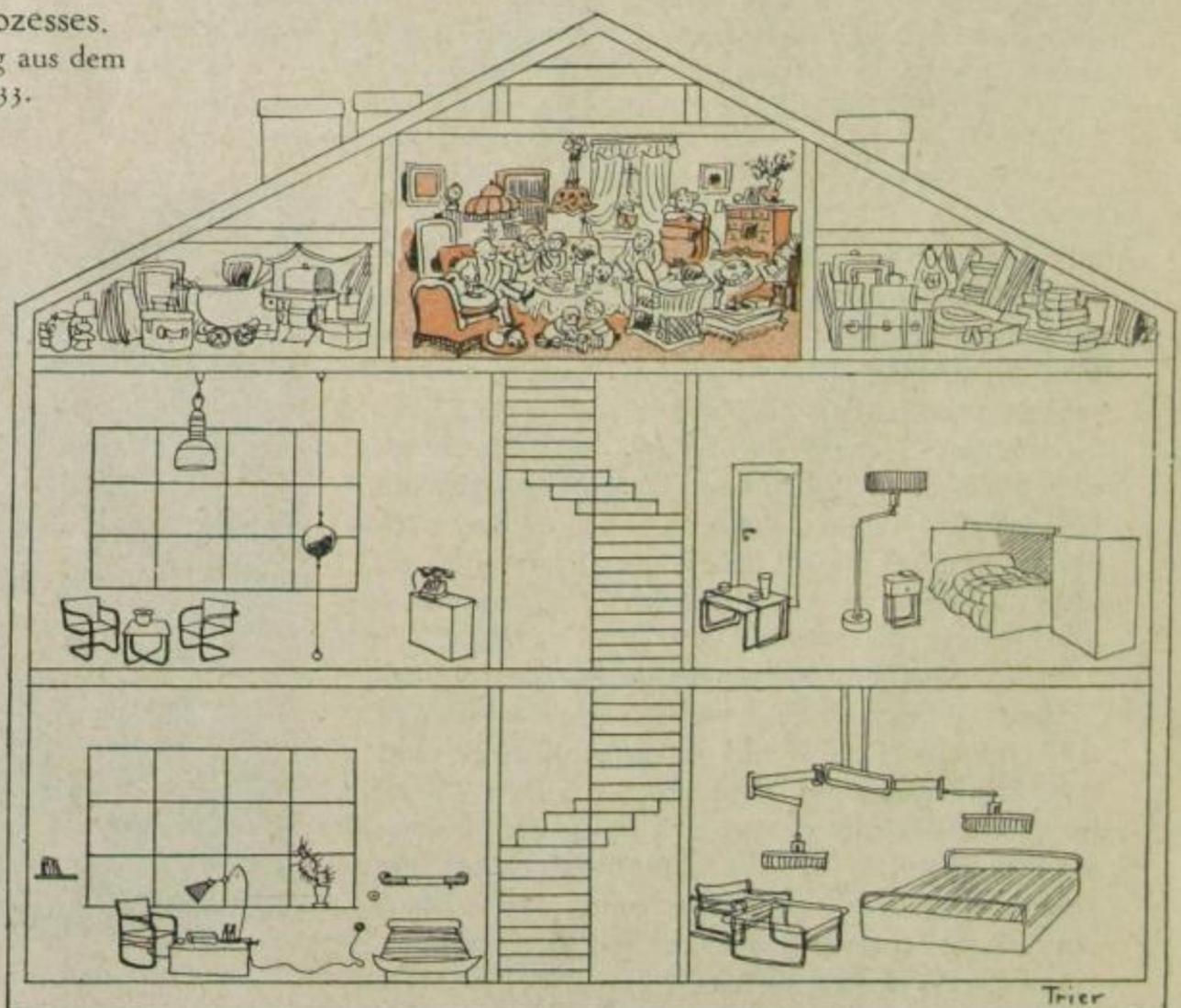
„Fort mit diesem Kitsch-Gerümpel!“
hörte man Herrn Meyer schreien.
„Schmucklos-praktisch, sachlich-simpel
soll des Menschen Wohnung sein!“

Endlich ist, statt Ausgebirten
längst veralteter Fasson,
alles nur aus Stahl und Gurten
und der Diwan aus Beton.

Und man kann die Freunde lehren,
wahrer Geist der neuen Zeit
keime einzig in den Sphären
absoluter Sachlichkeit!

Doch dem Rausche folgt der Jammer:
abends, wenn es dunkelt, geht
jeder nach der Bodenkammer,
wo der alte Krempel steht —

Bilder — Nippes, Kreuzstichdecken —
Lauter alte Draperie.
Ja, man muß es zwar verstecken,
Aber heimlich liebt man sie.



Spott auf die Bauhaus-Möbel.

Eine Zeichnung von Walter Trier aus dem August „Uhu“ 1931,
die die übertriebene neue Sachlichkeit verspottet.



„Einer fliegt ihr trotzdem immer hinterher!“
 Eine Zeichnung, die sich über die Vermännlichung der Frau lustig macht.
 Zeichnung von Georg Kobbe aus dem April-Heft des „Uhu“ 1927.

wahrscheinlich katastrophal einsetzen, wenn der wirtschaftliche Auftakt stockt, wenn sich Absatzschwierigkeiten einstellen und große Weltwirtschaftskrisen vor allem auf Amerika zurückwirken...“

Aus „Front gegen Amerika“ von Karl Scheffler.
 „Uhu“, November 1926.

Im Zeitalter des Rekordwahns warnt der UHU eine ganze Frauengeneration vor Sportübertreibung und den Schäden allzu vermännlichter Lebensführung:

„... Mögen die Männer im Wettkampf für die Verteidigung von Haus und Herd erstarken. Die Frauen sollen in der Qualität ihres Kindes wetteifern.

Lassen wir das Frauliche den Frauen und das Männliche den Männern...“

Aus „Macht der Sport die Frau glücklich?“
 von Geh. Rat Hugo Sellheim. „Uhu“, Oktober 1931.

Längst ehe die neue Zeit das Antlitz Deutschlands wieder nach Osten richtet, führt der UHU seine Leser in ein fast vergessenes Stück des Vaterlandes, Ostpreußen:

„... Wer aber an seinem kleinen Teil mithelfen will an dem Wiederaufstieg Ostpreußens, der verlasse einmal im Sommer die ausgetretenen Gleise des Reiseverkehrs und verbringe seinen Urlaub in unserer Ostprovinz. Viel Geld braucht er nicht in seinen Beutel zu tun, aber er kann dann teilhaben an der kurzen



sommerlichen Schönheit, die Ostpreußen zu einem lachenden Land macht und seine Bewohner für lange düstere Monate entschädigt. ... Er wird einen Menschen-schlag kennenlernen, für dessen Erhaltung kein Opfer zu groß sein darf ..."

Aus „Ostpreußen, das verlassene Land“ von Dr. Sven von Müller
„Uhu“, April 1930.

Immer hat der UHU ein Herz für die Jugend gehabt. Er versucht, eine ganze Kinder-generation vor dem Druck einer vom Berechtigungswahn verwirrten Zeit zu schützen und sie von dem Ballast eines

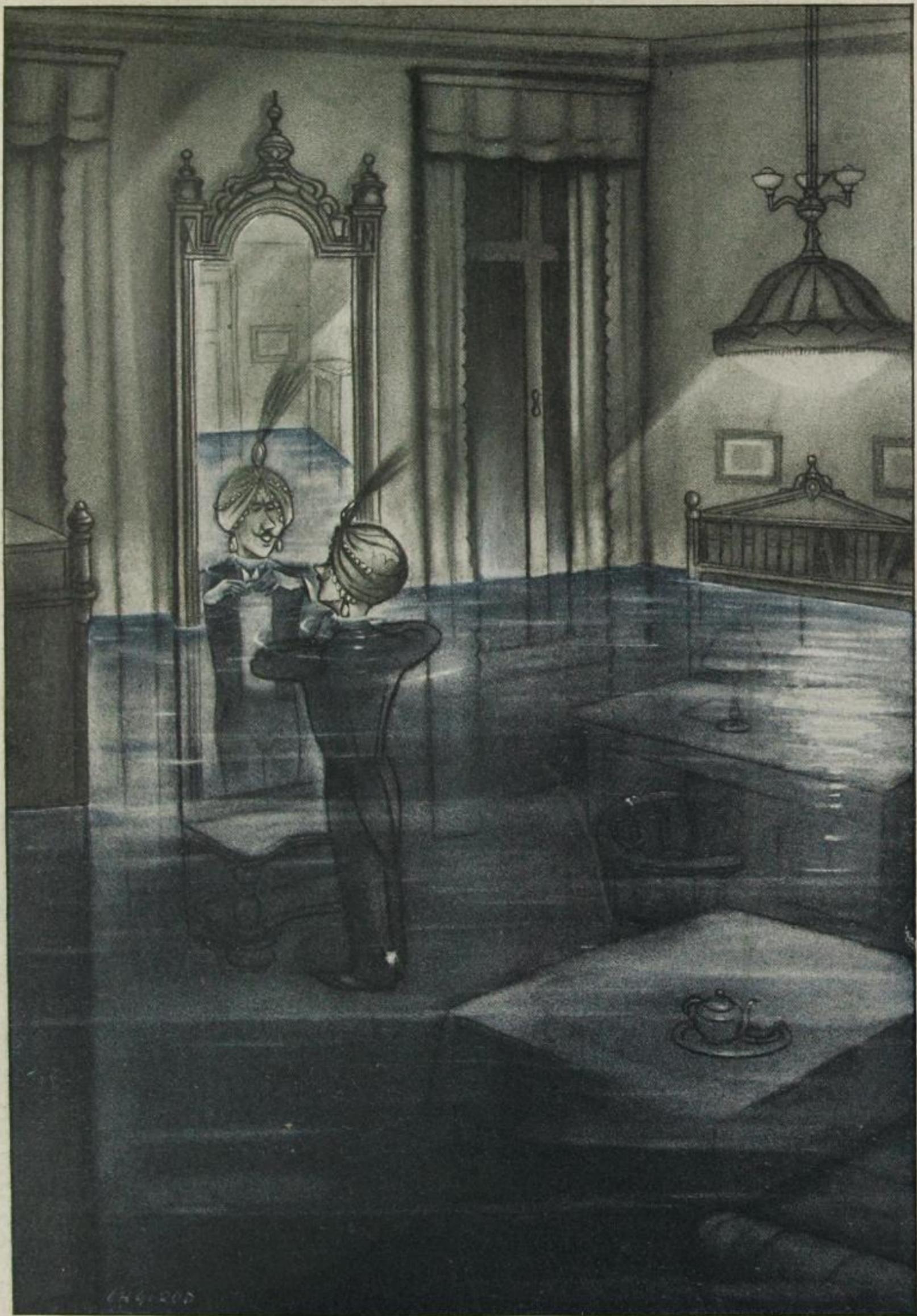


Der „Uhu“ schlägt eine Bresche in die unpraktische Herrenmode: Entwurf zu einer neuen praktischen Kleidung.

Zeichnung von Julie Haase-Werkenthin zu einem Aufsatz „Wie denken Sie über die Herrenmode?“ aus dem Juni-Heft des „Uhu“ 1929, der sich zum ersten mal mit der unpraktischen und unhygienischen Herren-kleidung auseinandersetzte.

Aus einem Aufsatz des „Uhu“ im Juni 1930 „Choräle aus dem Schlamm“, der den Zusammenbruch der bürgerlichen Welt an den seinerzeit vorgetragenen Chansons darstellte.

Margo Lion, die Berliner Kabarett-Sängerin, die in ihren Liedern die brüchig gewordenen Menschen unserer Zeit auf eine fast dämonische Art darstellte und verspottete.



Eine der eindringlichsten Zeichnungen unseres Mitarbeiters Charles Girod, der hier die Gleichgültigkeit des Bürgers in Krise und Wirtschaftsnot geißelte.
„... ist ja alles Unsinn. Meyers steht das Wasser auch bis an den Hals und die gehen auch auf den Maskenball ...“
Aus dem Februar-Heft des „Uhu“ 1931



Die Pest des Snobs

„Was, Se haben die Rüppelsheimer noch nicht gesehen? Fabelhafte Frau, sag' ich Ihnen. Müssen Se unbedingt hingehen . . .“

„Bei der Rüppelsheimer warn Se? Gott, überholte Angelegenheit, unmögliche Person — die Wendeler, die müssen Se sehen!“

Aus einem Aufsatz „Die viel zu feinen Leute“ von Walther von Hollander im Januar-Heft 1930, der einen Blick in die Welt der Snobs und Pseudo-Snobs tat und versuchte, den Menschen eine einfache Haltung zurückzugeben.

allzu überfüllten
Schulranzen zu
befreien:

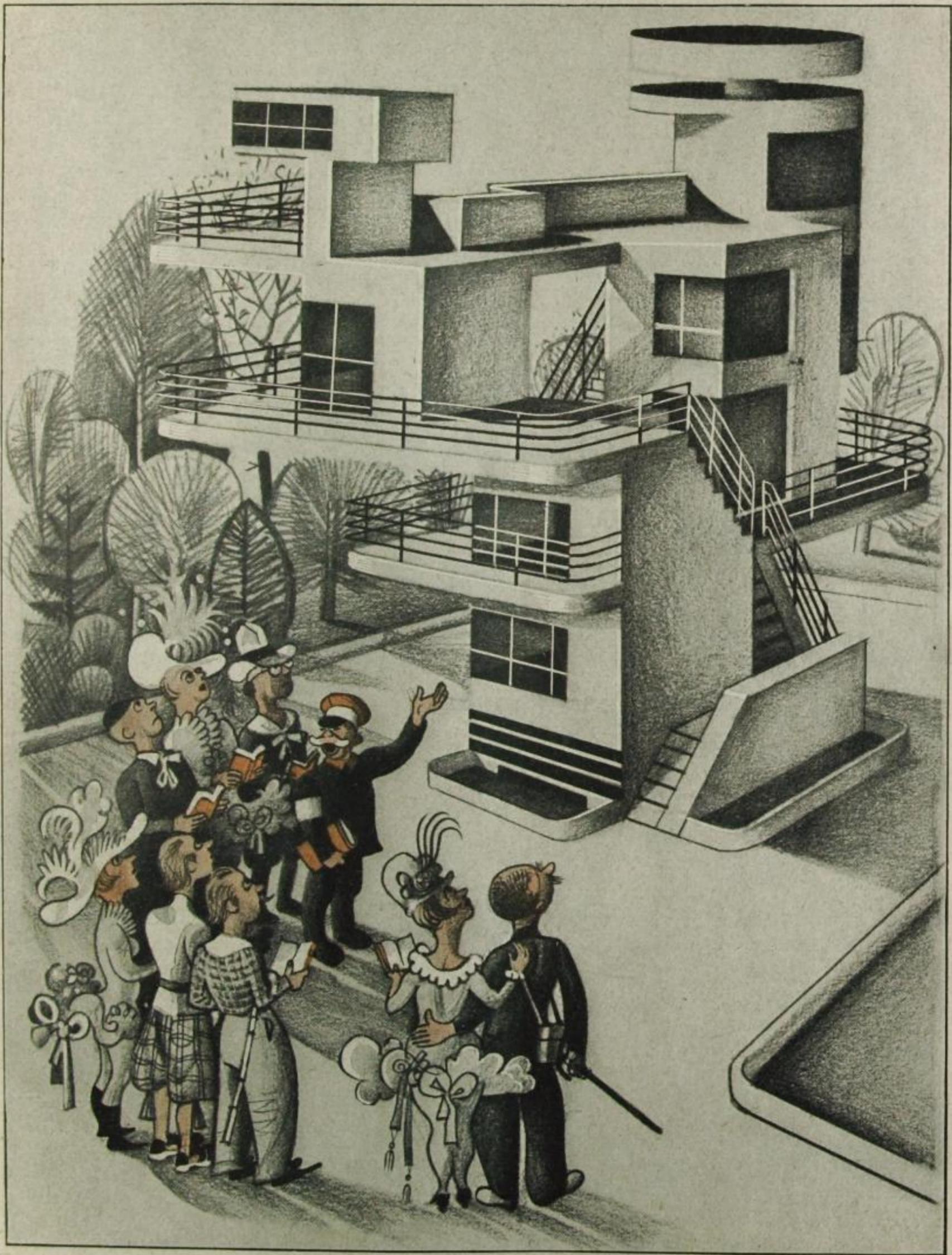
„... Wenn wir so den überflüssigen Ballast im Meer versenken würden, bekämen wir, bei gleicher Lehrerzahl und Herabsetzung ihrer Stunden auf das von allen Seiten geforderte Maß, Klassen von etwa 20 Schülern. Das wäre frische Jugend, die nicht durch das Uebermaß an Unterrichtsstunden angespannt wäre und in der Hälfte der Stunden qualitativ mehr lernte. Infolge des unheimlichen Wissenswustes geht den Schülern das bekannte Mühlrad im Kopf herum. Durch das Achtel-



Fot. Man-Dephot

Der „Uhu“ erkannte als erster das Problem der Jugend, die überhaupt noch nie gearbeitet hatte. Aus der Rundfrage „Noch nie gearbeitet!“, die der „Uhu“ unter den jugendlichen Arbeitslosen veranstaltete, die seit der Schulzeit noch niemals im Arbeitsprozeß gestanden hatten. In diesem Artikel wurden zum erstenmal die Nöte geschildert, in denen ein großer Teil der deutschen Jugend sich befand, und auf die Gefahren hingewiesen, die einer Jugend erwachsen, die durch Arbeitslosigkeit in keine Gemeinschaft eingegliedert wurde.

Aus dem Mai-Heft des „Uhu“ 1932.



Eine Zeichnung, die sich über die übertriebene moderne Architektur lustig macht.
Eine Schloßführung im Jahre 1929: „... und dies ist hier die berühmte alte ‚Neue Sachlichkeit‘.“
Zeichnung von Carl Holtz aus dem Oktober-Heft des „Uhu“ 1929.

und Sechzehntelwissen aber wird eine Scheinbildung erzeugt, die notwendig mit einem höchst gefährlichen Dünkel verbunden ist . . .“

Aus „Ballast auswerfen“ von Prof. Dr. v. Hauff. „Uhu“, Nov. 1932.

Der UHU zeigt den künstlerischen Niederschlag der „aus den Fugen geratenen Welt“

der Nachkriegszeit und ihre Surrogate:

„. . . Aus. Vorbei. Die ethischen Krücken, wurmstichig schon seit geraumer Zeit, sind endgültig zerfallen. Man hat sich daran gewöhnt, Körper und Seelen nackt zu betrachten. In einer sozial aus den Fugen geratenen Welt ist für

moralische Nachdenklichkeiten kein Raum. Die Schlagzeilen des Mittagblattes sind wichtiger als die leeren Drohungen der Apokalypse . . . Die moralischen Hüllen sind abgefallen, und so wird das erotische Couplet zum Choral der Sinnlichkeit, zum beinahe heidnischen Hymnus auf das, was Puritaner die Niederungen der Welt, den Schlamm der Großstadt zu nennen belieben . . .“

Aus „So wird heute gesungen“ von Stuckenschmidt. „Uhu“, Juni 1930.



Der „Uhu“ zeigt den Zusammenbruch des Theaters im Jahre 1930 in einem Aufsatz „Die Inszenierung rettet das Stück“.

Szene aus dem Theaterstück „Die Straße“ von Rice, einem schwachen Stück, das wie alle anderen Stücke nur durch die Inszenierung interessierte.

Aus dem Mai-Heft des „Uhu“ 1930.

Schon vor vier Jahren hat der UHU herausgefunden, wie Deutschland zu einer Butter-, Milch- und Käse-Autarkie gelangen kann:

„. . . Daß man durch bessere Stallwirtschaft die Milch- und damit auch die Butterproduktion in Deutschland wesentlich heben



Der „Uhu“ warnte: Die Frau soll den Sport nicht übertreiben.

„Erschütternde Szene auf dem Sportplatz: Zwei Besiegte trösten einander.“ Foto aus einem Bilderartikel, in dem zum ersten Male gewagt wurde, die Übertreibungen des Frauensports an Hand eigener Aufnahmen zu schildern.

Aus „Macht der Sport die Frau glücklich?“ von Geheimrat Hugo Sellheim. „Uhu“, Oktober 1931.

könnte, wird jetzt von allen Seiten zugegeben. In Holland lieferte eine Kuh im Durchschnitt 5390 Liter Milch im Jahre. In Deutschland hält die Milch-

wirtschaft erst bei 2000 bis 2200 Liter. So groß kann die natürliche Differenz, die durch die bessere Bodenbeschaffenheit Hollands als Weideland gegeben ist, nicht



Gegen den Sensationshunger in der Kunst:

Kunst interessiert heute, wenn das Kunstwerk „authentisch falsch“ ist: Dossena

... wenn es 5 Millionen kostet: Gainsboroughs Blue Boy

... wenn man nicht weiß, von wem es ist: Florabüste, Leonardo zugeschrieben

... wenn sich viele Bilder eines Künstlers als Fälschung herausstellen: Säemann von van Gogh

... wenn ein Bild gestohlen wird: Mona Lisa

Aus einem Aufsatz „Wann Kunst heute interessiert“ aus dem September-Heft des „Uhu“ 1930.

sein. Denn auch in Holland ist es im Laufe der letzten 15 Jahre gelungen, den Milchertrag um 300 bis 400 Liter zu steigern. 300 bis 400 Liter mehr würden aber bereits ausreichen, um die gesamte

deutsche Milch-, Butter- und Käse-Einfuhr überflüssig zu machen, und so hätte man mit einem Schlage eine halbe Milliarde Mark erübrigt . . .“

Aus „Es werden zu wenig Eier gelegt!“ von Olearius.
„Uhu“, August 1929.

— — und läßt die Stimmen ihrer Dichter im Zauber der Mundart sprechen: Uhlands Gedicht „Frühlingsglaube“

in Plattdeutsch
Vörjoahrglooben

De loo'e Luft is wedder doar,
De fichelt un fleckt allns wedder kloar.
Dat waßt, as wenn wie Sommer harrn.
Dat rükt so frisch, dat klingt so free.
Nu, mien lütt Hatt, nu bew' man nee!
Nu mütt dat all, all anners ward'n.

Nachgedichtet von Rud. Kienau

Aus dem Mai-Heft des „Uhu“ 1930.

und schlesischer Mundart
Frühjoahrschfreede

Die linda Lüftla sein derrwacht,
Die wabern und schoffa Taag und Nacht,
Die rühn sich onn olla Enda.
O Lust, o Freede weit und breet,
Nu, ormes Herze, luuß dei Leed,
Nu werd sich olls zum Besta wenda.

Nachgedichtet von Ernst Schenke

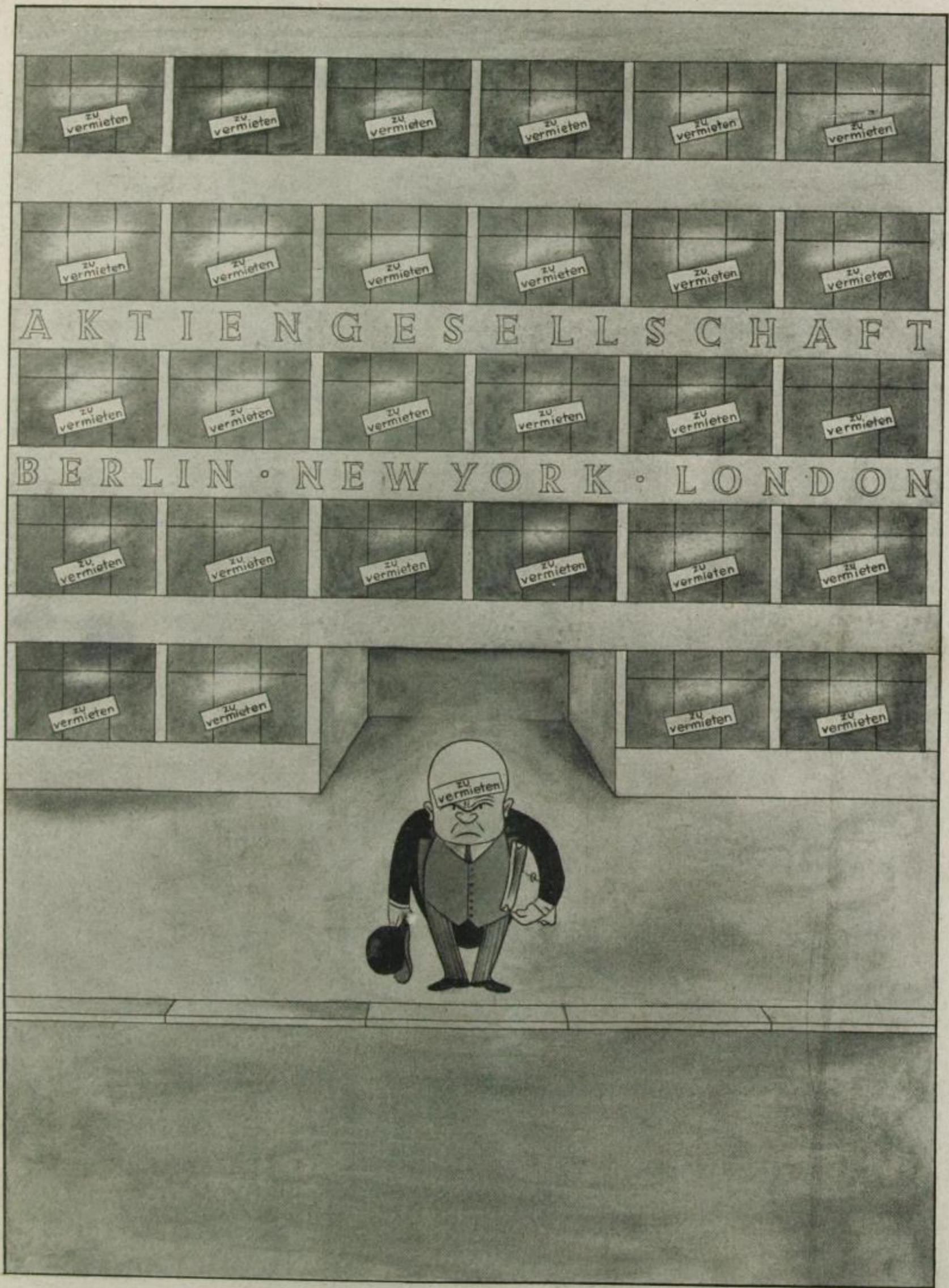


Fot. Kurt Hielscher

Mittagessen bei Schwarzwälder Bauern.

Aus einem Aufsatz „Die Kräfte der Provinz, das Land als Mutterboden deutscher Persönlichkeit“ von Hans Schiebelhuth, in dem auf die Provinz als den wichtigsten Kräftequell unserer Zeit hingewiesen wurde.

Aus dem Mai-Heft des „Uhu“, 1931.



Der Generaldirektor.
 Zeichnung von Horst von Möllendorff aus dem Juniheft des „Uhu“ 1932.



Die schöne Engländerin
Fot. Eric Gray

Wenn
 ich
 etwas
 zu
 sagen
 hätte...



Zeichnung
 von
 Kahlmann

Lehrlinge, Sekretärinnen,
 Büroboten, Fabrikarbeiterinnen,
 Ingenieure, Verkäuferinnen
 und andere Angestellte erzählen,
 was sie tun würden,
 wenn sie Chef wären

**Was der Drogistenlehrling tun
 würde, wenn er Chef wäre**

Vor allem würde ich überall bekannt-
 machen lassen, daß der Betrieb von jetzt
 an unter neuer Leitung stünde. Sodann
 ein neues Ladenschild anmachen. Sonst
 würden die Leute ja mit Recht anneh-
 men, daß der alte Schlendrian hier in
 alle Ewigkeit einfach so weiterginge!

Wir haben eine ganze Anzahl jün-
 gerer und älterer Menschen in
 abhängiger Stellung gebeten, sich zu der Frage
 zu äußern, was sie täten, wenn sie ein Stück-
 chen vom König, nämlich Chef, wären. Und
 siehe da, es zeigte sich, daß keiner der Ge-
 fragten von der Frage verblüfft war! Jeder
 einzelne hatte schon längst allein darüber
 nachgedacht, und gar nicht etwa nur so, wie

man träumenderweise wohl einmal denkt:
 „Wenn ich wahnsinnig viel Geld hätte...“
 oder: „Wenn ich so schön wäre wie die
 Garbo.“ Kaum bei einem von allen war die
 Vorstellung ein bloßer Traum von Glück
 und Gänsebraten gewesen, sondern fast über-
 all stand im Vordergrund nach braver deut-
 scher Art des Träumens die ernste Über-
 legung: Wie würde ich handeln? Auf

Was sie tun würden,

Hausmädchen in einem größeren Haushalt

Wenn wirklich gar nichts mehr im Hause zu tun ist, das letzte Loch im Strumpf von Bubi gestopft ist und Bubi endlich schläft, dann möchte ich gerne öfter spaziergehen. Geht aber nicht! Denn ich habe eigentlich nur einmal Ausgang in der Woche, und jedes weitere Mal kostet unendliche Unterhaltungen mit der „Gnädigen“. Also lasse ich's dann lieber ganz bleiben. Ich würde mich als Hausfrau nicht an die Regeln halten, sondern meinen Mädchen, sooft es eben geht, freigeben. Sicher wüßte ich ganz allein, wann ich weggehen darf und wann nicht.

Der junge Mann

... würde ich nicht die wichtigste, aber auch die allerwichtigste Konferenz unterbrechen, um ein ganz blödsinniges Telefongespräch mit meinem Schneider zu führen.

Ich würde auch nicht unbedingt erst fünf Minuten vor Büroschluß zu arbeiten anfangen, es haben nämlich alle meine Leute, der kleinste Botenjunge und die erste Kraft, ein Privatleben. Und vor allen Dingen würde ich mir abgewöhnen, meinem jungen Mann immer wieder zu erzählen: „Da hätten sie mich mal sehen sollen. Als ich so alt war wie Sie, war ich schon 'ne Kanone. Was meinen Sie, was ich da schon alles geleistet habe!“

Konstrukteur, 22 Jahre

In meinem Betrieb dürfte es nur Leute mit eigenen Ideen geben, möglichst jung und unverbraucht, die Neues schaffen können und so den Betrieb vorwärtsbringen. Ich würde mich nicht von meinen Arbeitern und Angestellten absentieren, sondern mit ihnen leben, genau so wie sie. Einmal in der Woche gemeinschaftliche Zusammenkunft, wo jeder seine Pläne und Ideen vortragen und erklären kann, die dann von der Gesamtheit diskutiert würden. Jeder, der etwas wirklich Vernünftiges vorbringt,

müßte Gelegenheit bekommen, es praktisch auszuführen und auszuprobieren.

Stenotypistin

Wenn mal abends noch zu tun ist, würde ich nicht einfach murmeln: „Das muß heute noch erledigt werden“, sondern ich würde meine Sekretärin fragen: „Haben Sie vielleicht eine Verabredung? Wollen Sie erst mal antelefonieren, daß es leider eine Stunde später wird?“

Angestellter eines großen Hauses, wo es auf individuelle Leistung ankommt

Ich würde als erstes das Grundprinzip des Hauses abschaffen: „Gelobt wird nicht. Wenn wir unzufrieden sind, werden Sie es schon merken!“ Meines Er-

welche Weise den Betrieb halten, vergrößern, zur Blüte bringen? Und dann — dies freilich als Vordergrundfrage: Wie würde ich mit mir, dem jungen Angestellten X, dem alten Faktotum Y, der kleinen Stenotypistin Z umgehen, welches Gehalt würde ich mir bezahlen, welchen Urlaub mir bewilligen, welchen Lohn mit gegenüber anschlagen, wenn ich, Herr X, Herr Y, Fräulein Z, heute mein Chef würde? Gewiß, das „Schloß an der Havel“ spult hinein in diese Träumereien an deutschen Schreibmaschinen und Pulten, vermutlich mit der dazugehörigen Segeljacht und Limousine. Ja, ein Organisationsgenie ist da, das wird überhaupt den Boden der Fabrik nicht mehr zu betreten brauchen, dank einem sinnreichen Netz von Telefon- und Fernseh-Anlagen, die Chef und Arbeitsstätte aufs praktischste miteinander verbinden. Allein im allgemeinen überwiegt denn doch die ganze Lust am Werke. Ein jeder sieht in dieser harten Welt im „Königsein“ zunächst einmal die Aufgabe und dann erst das Geschenk.

Aber was sich da nun so herausstellt! Arme Chefs, möchte man beinahe ausrufen! Denn es wird nicht glimpflich mit

wenn sie Chef wären!

achtens kann ein einziges Lob in einem geeigneten Moment zu größerer Leistung anspornen als ein berechtigter — Tadel.

Sekretärin

Wenn ich hereinkäme, dann würde ich nicht ein unartikulierte „Aoooooh“ brummen und dabei mißbilligend die Tapete fixieren, sondern ich würde meine Sekretärin freundlich anblicken und sagen: „Guten Morgen, Fräulein Kunze“.

Bürobote

Ich würde meinem Angestellten jedesmal wenigstens ein paar Mark extra zahlen, wenn mir durch seine Geschicklichkeit und Tüchtigkeit ein gutes Geschäft gelungen ist.

Ich würde das Verhältnis zwischen

ihnen verfahren. Man gewinnt leider den Eindruck, als sei mit dem Purpurmantel eines Büro- und Fabrikchefs, eines Geschäftsführers im Restaurateursfach, eines Schauspielers und unabweislich auch die Krone der Selbstgerechtigkeit und das Joppe einer schon mehr als königlichen Herrschaft vereinigt. Kommen hinzu die „Mären“. Offenbar sind die Mären fast das Quälendste. Und das kann man sofort verstehen, wenn man sich einmal in die eigene Schulzeit zurückversetzt. Woher kam es, daß wir einen Lehrer mochten und den andern nicht? Weder seine Strenge noch seine Güte gaben gemeinhin den Ausschlag, sondern einfach seine „Mären“ — die Art, wie er sagte: „Seht euch!“ oder die Art, wie er sein Taschentuch benutzte — oder nicht. Die meisten Chefs, so erblickt man leider deutlich, scheinen beim Diktieren zu „nuscheln“, aber, wenn unzufrieden, über eine recht gesunde Stimmstärke zu verfügen. Sie scheinen ihre Hilfskräfte vor Besuchern und Geschäftsfreunden als Luft zu behandeln, sonst aber doch immerhin soviel Wert auf ihr Vorhandensein zu legen, daß sie ihnen keinerlei Anspruch auf pünktlichen Büroschluß und damit auch das zubilligen können, was

Chef und Angestellten nicht verwechseln mit dem zwischen Lehrer und Schülern.

Verkäufer in einem Warenhaus

Erstens würde ich einen Raum einrichten, in dem allen Kunden auf den Vorweis ihres Kassenzettels hin Füllfedertinte, Streichhölzer, Aspirintabletten, kleine Briefmarkenbeträge und ähnliche Kleinigkeiten kostenlos ausgehändigt werden, ihnen auch die Möglichkeit gegeben wird, sich die Stiefel zu reinigen und sich mit einer Seife zu waschen, die nicht nach D-Zug riecht.

Zweitens würde ich einen Dienst einrichten, der nichts weiter zu tun hat, als im Hause bei Angestellten und Kunden nach kritischen Bemerkungen über mein Geschäft heranzuhören und mir täglich darüber Bericht zu erstatten — natürlich ohne schädliche Folgen für irgendwelche Personen.

Verkäuferin

Zunächst würde ich dafür sorgen, daß hinter jedem Ladentisch ein Klappsitz angebracht würde, damit man sich, falls kein Kunde im Geschäft ist, ein wenig ausruhen kann und seine Kraft nicht an ein sinnloses Herumstehen zu verschwenden brauchte!

Ein Mannequin

Ich würde, wenn mal Kunden nicht kaufen wollen, nicht immer brüllen: „Sie müssen besser überziehen, Fräulein, keinen Buckel machen, da weinen ja die Kleider!“, sondern ich würde mir lieber eine jüngere Direktrice nehmen und eine hübschere Kollektion herausbringen. Ich würde meinen Mannequins Kaffee und Brötchen holen lassen und Zigaretten anbieten, wenn sich für abends um 7 Uhr noch Kundschaft angesagt hat; aber ich würde ihnen nicht immer erzählen: „Sie wissen ja gar nicht, was Arbeit heißt, meine Damen. Früher, in meiner Lehrzeit, da wurde geschuftet, da ham wir alle bis abends um 11 Uhr arbeiten müssen ...“

Was sie tun würden,

Assistenzarzt an einem Krankenhaus

Zuerst muß ich zugeben, daß ich wahrscheinlich niemals halbwegs den wissenschaftlichen Leistungen meines Chefs nahekommen kann. Als wissenschaftlicher Leiter ist er mir unbedingt Vorbild, als Arzt auch, und somit könnte ich es in der Hauptsache nur schlechter machen als mein Chef. — Aber da gibt es so ein paar zweckmäßige kleine Änderungen, die ich sofort einführen würde, wenn ich Chef wäre. Ich würde zum Beispiel weniger arbeiten — nicht aus Faulheit, sondern um meinen Assistenten die Selbständigkeit zu lassen, die sie brauchen, um weiterzukommen. Auf diese Weise hätte ich mehr Ruhe für das, was ausschließlich Sache des Chefs ist, und hätte es nicht nötig, stets in aufgeregter Hast und „geladen“ zu sein. Man würde mich meistens finden, wenn es nötig ist, und etwas Geduld würde sich dann wohl von selbst einstellen, so daß ich nicht toben würde, wenn eine Krankengeschichte aus dem Jahre 1906 nicht 1½ Minuten, nachdem ich sie gewünscht habe, zur Stelle ist. Ich würde es mir wahrscheinlich auch zur Gewohnheit machen, meine Assistenten nicht zu den allerunmöglichsten Zeiten zur Konferenz zu bestellen, ebenso wie ich ihnen nicht regelmäßig statistische Arbeiten über Wochenend mit nach Hause geben würde. Bestimmt würde ich meine Herren in Gegenwart von Patienten und Pflegepersonal nur in der ruhigsten Art kritisieren — und vielleicht brächte ich es sogar fertig, mich manchmal von der Unrichtigkeit einer festgefakten Meinung überzeugen zu lassen.

Fabrikarbeiterin, 18 Jahre

Ich würde schon mal nicht direkt bei der Fabrik wohnen. Als ob es nicht genügt, während der Arbeitszeit mit ihr beschäftigt zu sein. Also ich würde mir an der Havel ein Schloß bauen, mit Telefonleitungen in jeden Fabriksaal. Dann

brauchte ich überhaupt nicht selber die Fabrik zu betreten. Bald gibt es ja auch Fernseher, sagt mein Bräutigam, dann kann man sich überallhin einschalten, wo man grade mal Lust hat. Ich würde mir nicht vom Prokuristen frech kommen lassen und vom Werkmeister was vorerzählen lassen. Mit mir könnten sie nicht so umspringen. Und solche Reden, wie bei uns in der Pause geschwungen werden, das gäbe es bei mir nicht, wenn ich Chef wäre. Auftreten würde ich, auftreten! Jeder würde merken: Da kommt der Chef! Nicht so wie unserer, der — wenn man es nicht wüßte, könnte man ihn für irgendeinen aus dem Betrieb halten, der da so rumgeht und gar nicht viel zu sagen hat.

alle Angestellten mit kleinem gitterndem Stolz ihr „Privatleben“ nennen. Die meisten Chefs fragen grundsätzlich keinen Untergebenen um Rat; demnach, wenn sie um Rat gefragt haben und der Rat erweist sich später als gut, so war selbstverständlich der Gedanke ihr Eigentum. Und die meisten Chefs, so erhellet endlich, haben gar keine Ahnung, in welcher Wolke von Gefühlen unangenehmer Art sie in ihren so sauber gelüfteten und zigarrenrauchfreien Büroräumen umherwandeln.

Nach alledem scheint das erstrebenswerte Idealbild der Zukunft viel weniger der „fernsehende“ Chef als jener zu sein, der sich aufs Nahsehen versteht, nämlich auf das Erkennen dessen, was in Wahrheit um ihn herum sich abspielt. Wer schleift ihm die Brillengläser, die es ihm möglich machen, den Menschen seines Machtbereichs auf den Grund ihrer Herzen zu sehen und zu ermessen, was an Kräften in ihnen brach liegt, die sich doch mit zu seinem Ruß und Frommen zu betätigen streben? Ein einziges Lob am rechten Platz könnte sie jederzeit auf den Plan bringen, eine einzige ehelich gemeinte Aufforderung, die eigene Meinung

wenn sie Chef wären!

Wäschenäherin, 40 Jahre

Ich will ja, daß meine Angestellten was leisten sollen. Und wie kann man in einem Raum, der so was Eintöniges hat, gut arbeiten. Man sieht immer nur: grau, grau, grau. Ich würde arbeiten lassen in Zimmern mit schöner Aussicht, wo die Arbeiterinnen Himmel, Bäume und Sonne sehen können und wo gute Luft ist. Ich selber würde gar nicht mal das Zimmer mit der besten Aussicht für mich nehmen, denn meine Tätigkeit als Chef ist so vielseitig, daß ich nicht unter Eintönigkeit zu leiden hätte. Vielleicht würde ich auch einen Lautsprecher in den Arbeitsräumen aufstellen lassen und ab und zu mal Kaffee und Kuchen spendieren.

Gast

Also, hören Sie mal, Herr Geschäftsführer, wenn ich Chef wäre von dem Lokal, würde ich es jedenfalls meinen Obern verbieten, auf jeden Gast mit leerem Glas vor sich loszustoßen und zu fragen, ob man noch etwas bringen dürfe. Streichhölzer würde ich, wie in den meisten Lokalen, auch hier auf den Tisch stellen, und die Gäste nicht verzweifelt nach dem Zigarettenboy rufen lassen, der übrigens nie Wechselgeld und nur große Zigaretten-Packungen hat. Wenn Gäste ins Lokal kommen, hätten meine Ober die Anweisung, sie zwar diskret auf freie Tische aufmerksam zu machen, sich aber nicht um einen Gast zu streiten und ihm, falls er nicht bleiben will, keinesfalls mit sanfter Gewalt den Rückzug zu vertreten. Es verärgert neue Gäste auch einigermaßen, wenn immer die besten Plätze für die „Stammgäste“ freigehalten werden müssen, die nachher doch nicht kommen. Diese Stammgäste würde ich lieber in anderer Weise zuvorkommend behandeln, indem ich ihnen etwa ein zerbrochenes Glas nicht zu Wucherpreisen auf die Rechnung setzte. In meinem Lokal würde ich jedem Gast die Garderobe abnehmen lassen und sie nicht berechnen. Dafür würde ich lieber die Preise um 10 Pfennige höher ansetzen. Nichts ärgert einen Gast so wie kleine Nebenausgaben. Ich würde mehr Ventilatoren anbringen, die keinen Krach machen, und dafür sorgen, daß es in meinem Lokal keinen Tisch gäbe, der an der Heizung verkohlt, und keinen, an dem man Gefahr läuft, von der Zugluft einen Schiefhals zu bekommen. Es gibt nämlich eine Menge Leute, die aus solchen Gründen prinzipiell ungern in Lokale gehen, und wenn ich das Wunder vollbracht hätte, die zufriedenzustellen, hätte ich eine glänzende Reklame und bestimmt ein volles Lokal mit gut zahlenden Gästen. Daran aber läge mir am meisten, wenn ich Chef wäre.

mit in die Waagschale zu werfen, sie zu Höchstleistungen anspornen. Ideen beisteuern, Vorschläge machen dürfen! In all den Antworten breunt immer wieder der Ehrgeiz auf, sich bewähren zu können im ganzen Umfang der eignen Fähigkeiten, nicht nur stumpfsinnig auf dem kleinen Teilfeld der zugewiesenen Arbeit.

Und warum — warum, fragt der nachdenklich Gewordene, geht das eigentlich so schwer? Denkt ein Chef dazu schon nicht menschlich genug, warum denkt er wenigstens nicht so kaufmännisch, um hier den puren eigenen Vorteil zu bemerken? Ich glaube, wir sind es der Gerechtigkeit und den Chefs schuldig, auch diese Gegenseite ein bißchen zu beleuchten. So wenig man eine Fabrik bloß um der schönen Aussicht willen mitten in den Wald bauen kann, so wenig sind alle Ideen von Gehaltserhöhungen, Gewinnteilungen, sechswoöchigen Urlaub in Zeiten wie den unsern realisierbar, und so wenig müssen auch die Pläne, die ein junger und frischer Kopf unbedenklich stets von neuem entwickelt, notwendig alle von Gold sein. Man braucht nicht die Resignation der alten Privatsekretärin zu haben, die da erklärt: „Neuerungen sind zumeist doch

Was ich tun würde, wenn ich Chef wäre

Eine Sekretärin spricht sich für alle ihre Kolleginnen über ihren Chef aus:

Das dürfen Sie mich eigentlich nicht fragen, wo ich am liebsten unser kleinstes Lehmädel wäre, meine genau angewiesene Arbeit machte und nur meine eigenen Sorgen hätte! Sie können mir glauben, seitdem ich unmittelbar mit dem Chef arbeite, hat mein Ehrgeiz abgestoppt. Wenn ich Chef wäre, wäre ich zuerst unglücklich, dann würde ich eine Zeitlang versuchen, alles richtig zu machen — und dann würde ich bestimmt doch nicht anders werden als alle Chefs. Auszusetzen habe ich schon eine Menge —. Sehen Sie, mein Chef erklärt oft selbst, er wüßte, daß er nicht ideal diktiere — er nuschelt nämlich auf eine entsetzlich einschläfernde Weise. Aber dann brauchte er nicht nach jedem Satz laut: „Haben Sie?!“ zu schreien, was doch nicht ernst gemeint ist und nur nervös macht. Ich würde ja meine Angestellten ein bißchen beobachten, während ich mit ihnen arbeite, dann würde ich zum Beispiel merken, daß sie sehr gestört werden, wenn der Chef dauernd rhythmisch mit dem Fuß gegen den Schreibtisch stößt. Und dann ist es ziemlich verletzend, jemand beiläufig nach seinem persönlichen Befinden zu fragen und die Antwort überhaupt nicht zu hören. Das sind Allüren — ebenso wie plötzliches Alberntun, zehnmal zu wiederholen: „Ich muß Sie köpfen, da wäscht Sie nun kein Regen von ab, jetzt muß ich Sie köpfen!“, und die peinlichen Bemerkungen über Geschäftspartner. Allüren würde ich bestimmt nicht haben als Chef. Ich würde meiner Sekretärin auch nicht die Hand küssen, wenn ich sie Sonntags in Wannsee träfe, „weil wir ja dann privat sind“. Aber, ob ich sonst alles richtig machen könnte? Ich würde mich jedenfalls bemühen, nicht ganz haltlose Wutanfälle zu bekommen, möglichst wenig zu zeigen, wie ich gelaunt bin, und die Zeit meiner Angestellten so zu achten wie meine eigene. Das wäre wahrscheinlich sehr schwer, vieles andere auch noch, und darum wünsche ich mir gar nicht, Chef zu sein. Eines ist aber sicher: Wäre ich Chef, dann wäre ich nicht der anmaßenden Ueberzeugung, einer der allerbesten Chefs zu sein!

nur Verschlechterungen“ (denn interessanterweise ist ja auch die Skepsis in all den Antworten vertreten), und kann doch der Ansicht sein, daß nicht alle jungen Pferde gut galoppieren. Und weiter: Was wissen all diese erfreulich tatendurstigen Träumer davon, wie Cheffsein in Wirklichkeit aussieht? Es gibt, wie jeder weiß, Berufskrankheiten, die von schädlichen chemischen oder mechanischen Einflüssen herrühren. Wie, wenn die Nörgelsucht und der Glaube an die eigene Unfehlbarkeit, wie, wenn die sämtlichen „Allüren“ nichts weiter wären als einfach die „Berufskrankheit“ der Chefs!? Wie, wenn alle die gesunden Untergebenen mit den prächtigen gesunden Ideen von Menschlichkeit und gemeinschaftlichem Fleiß leider der Ansteckung durch den gleichen

Bazillus ausgefetzt wären, sobald sie nur einmal selbst in seinen Machtbereich gerieten?

Nun ist damit gewiß nicht gemeint, daß demnach auch alle Angestellten ihre Chefs behandeln sollen wie arme bedauernswerte Kranke (wie ich höre, haben sich manche das bereits angewöhnt!). Sie sollen gar nichts, als so anständig und famos bleiben, wie sie sind, und weiter versuchen, sich bei gutem Humor zu erhalten und ihr Bestes zu geben. Umgekehrt aber die Chefs: Könnten sie nicht doch vielleicht dann und wann, wenn sie Zeit finden, auch ihrerseits einen Augenblick zu träumen, sich dies ausmalen: Wenn ich — — wenn ich nun mein Angestellter wäre . . . ?

Hertha von Gebhardt.



Ein schöner Sinnspruch unserer Zeit:
 O Mann, o Frau, sag' nicht mehr
 „Ich“, sag' „Wir“ —
 „Ich“ schnürt die Ketten fester,
 „Wir“ macht frei! —

Versilberter Bronzeschild für das Konsumgebäude „De Volharding“ im Haag (Holland) von Rudolf Belling,
 das in holländischer Sprache diesen schönen Sinnspruch trägt



Fritzi Pisetta,

von Geburt Österreicherin, trat zuerst als Soubrette auf und wurde dann zum Film engagiert. Jetzt debütiert sie in dem Film „Blut und Scholle“.

Fig. 176

Das sind wir! —

nämlich neue Filmstars

Neue Filmgesichter — junge Filmgesichter. Die Revolution des Films gehört vor allem der Jugend, dem neuen Ideal-Typ, den ein junges Deutschland sich gebildet hat. Mit dem dämonischen, gekünstelten Vamp ist es vorbei. Eine Erkenntnis, die nicht nur hier bei uns, sondern auch am Ausgangspunkt dieses Film-Charakters, in Amerika, Platz gegriffen hat. Man will wieder den lebensbejahenden, frischen, unbelasteten Menschen, das frische, natürliche Mädels sehen. Die verfilmten Stoffe verlangen es. Man verzichtet auf Hintertreppemotive, auf eine Pseudokriminalistik. Man dreht entweder wahrhafte Schicksale oder Szenen aus durchsonntem Leben heraus. So müssen sich Wahr-



Fig. 177

Louise Ullrich

stammt aus Wien, wo sie zuerst am Deutschen Volkstheater auftrat. Ihren ersten großen Bühnen-Erfolg in Berlin hatte sie in Billingees „Raubnacht“, ihren ersten großen Filmernfolg in dem „Rebell“.

haftigkeit und durchsonntes Wesen aus den Gesichtern der Künstlerinnen widerspiegeln, die ein Leben von der Leinwand her glaubhaft machen sollen.

Sechs Filmgesichter — es ist kein Zufall, daß die meisten von ihnen aus Wien kommen, „wo der Himmel so blau“ zu sein pflegt und eine frische Natürlichkeit, verbunden mit einem Schuß Leichtlebigkeit, solch strahlende Gesichter schafft. Aber auch der deutsche Norden ist ver-

treten, Augen, die den Anblick des Meeres kennen, eine Jugend, die an den Blick ins Weite gewöhnt ist (an dem man auch immer wieder den Seemann erkennt).

Neue Filmgesichter — neue Hoffnungen. Sie alle stehen an dem Anfang einer Laufbahn und zum größten Teil grade jetzt vor der Kamera, um dem Publikum bald neue Proben ihres Könnens zu zeigen, Schauspielerinnen einer neuen Aera, die mit dieser Film-Saison anbrechen soll.



Fot. Ufa

Helke Jürgensen,
eine junge Friesin, spielt ihre erste große Filmrolle in „Das Schloß im Süden“, nachdem sie Tänzerin
und Ballettmeisterin in Nürnberg war.



Fot. Ufa

Rose Stradtner,

eine junge Wienerin, fiel in dem Hauptmannschen Schauspiel „Vor Sonnenuntergang“ in der Rolle der jungen Inken auf. Ihren ersten Filmerfolg hatte sie in „Ein gewisser Herr Gran“.



Fot. Binder

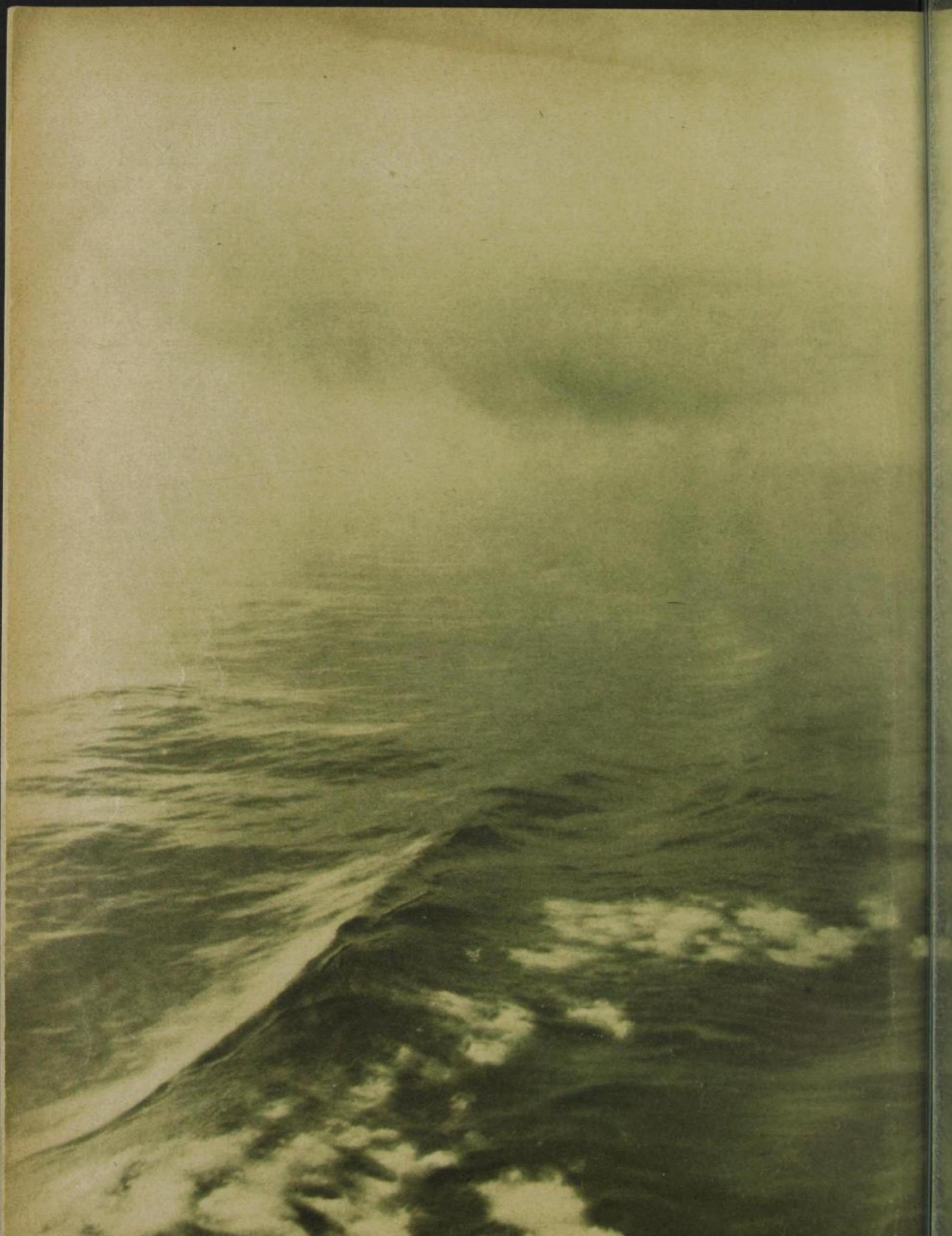
Reva Holsey,

eine junge begabte Schauspielerin aus München, die in dem Film „Kleines Mädel, großes Glück“
zum erstenmal auf der Leinwand zu sehen sein wird.



Fot. Aafa-Film

Ursula Grabley,
gebürtige Berlinerin, zuerst Tänzerin, dann Schauspielerin, jetzt einer unserer temperamentvollsten
und lebendigsten jungen Filmstars.



Der unendliche Ozean
Est. Dr. Paul Wolf

UHU'S Rätsel-Zeitung

Uhu's Rätselzeitung sieht auf den ersten Blick wie eine gewöhnliche Tageszeitung aus. Sie enthält sämtliche Rubriken, an die der tägliche Zeitungsleser gewöhnt ist: Politik, Lokalnachrichten, Feuilleton, Inserate usw. Uhu's R.-Z. unterscheidet sich jedoch von den gewöhnlichen Zeitungen dadurch, daß sie alles, was sie bringt, in Rätselform gekleidet hat. Beginnen Sie zu lösen, wo Sie wollen — Uhu's Rätselzeitung ist überall interessant!

Rückkehr der „Brentano“ Studienkommission

Ein Rätsel, wie es nicht alle Tage vorkommt

Vor einiger Zeit sandten verschiedene europäische Fürsten mehrere gelehrte Männer unter Führung des Professors Franz Brentano, Vorsitzenden des bekannten Dal-Dal-Klubs, nach der anderen Halbkugel, damit sie sich an Ort und Stelle von den dortigen Lebens- und Arbeitsverhältnissen ein Bild machen könnten. Von der Kommission, die

jetzt zurückgekehrt ist, gelangte sofort ein lehrreicher Bericht über das, was die dal dal dal dal dal dal — dal dal dal dal dal dal.

Freude in Ostpreußen

In Ostpreußen ist das Wort vorbei:

Ein jedes Wort, geschüttelt, sei von Arbeitslosen gänzlich frei!

Kürzlich aufgedeckte Fotomontage einer Zeitung in Warschau



„Die Delegation auf der Lausanner Konferenz 1932. Von links nach rechts: der polnische Minister Zaleski, von Papen, Macdonald und Herriot.“

Mit dieser Unterschrift ging das Bild durch die polnische Presse. Dem aufmerksamen Beobachter des Bildes wird bei genauem Hinsehen nicht entgehen, daß eine der dargestellten Personen zuerst nicht auf dem Bild war, sondern nachträglich hineingeklebt wurde. Welche Person ist es und woran können Sie es erkennen?

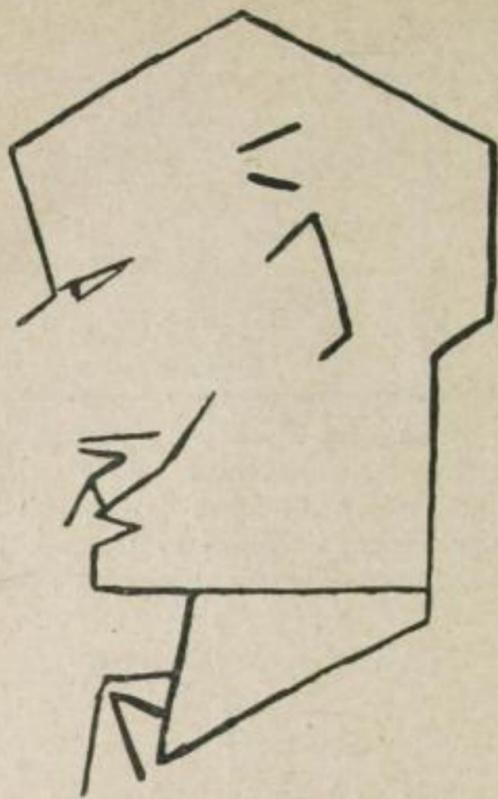
Goldene Worte zur Gold-Konferenz

Von Dr. de Chiffre

Su cur Fike qaseaqs cea
Baks / Dmc rea ramcam /
Baegquobgrnancam / Ceq hubgs,
cea rea sadarraks guaks. /
Giaqs cea foakemam Sulaq
jtemfam; / Bod car Fiasgam
Bakhsuq / Zqemfs aem Doaqs
rakzrs Jndaq euq, / Dmc el
fikkam Daefam rbgoemfam /
Rebg gaqzae cea Liajjaq uff', /
Rusum rakzrs doagqs um cam
Zuff!

Tiq cal Fike keafs cea Baks
el Ksuoz. / Rea zuos Sggima, /
Fiff xol Gigma, / Egl gemuod
emr Basgaqzkuo! / Lullim
rbgoaqs cea fikemam Rbgkem-
fam, / Dmc caq Iqeaf, cea
Umfrs omc Mis, / Okobg,
Taggaagomf, Roame' omc Sic /
Les caq Lamrbggaes qurstiv
qemfam. / Galk aqftuamxs caq
Gialk' Lasuff, / Rusum rakzrs
doagqs um cam Zuff!

1. Toc ndiq btt sbttoc Sqodocf
vjdhs edt Fpkedt Lbbis.
2. Ebr hnmefmf Dshuzmiffa rzs
chlbkt, zmr ezt Fpte mpbi
mjbis idsqtbisf.
3. Fpkedodos Gblnds ashdgu
djrsqodt Spq.



Kopf der Woche
Ergänzen Sie die obige Figur mit zwei Strichen, und Sie erkennen einen Liebling des deutschen Film-Publikums.

Diplomatenhochzeit

Kranz und Schleier nahm die Braut,
Verwob sie still beim Feste.
Wen hat ihr Auge da erschaut?
Einen der Ehrengäste.

**Vorstandssitzung bei den
Zeit-Verken**

Der Präsident verlas das „t“,
Das allen Herren wohl Vertraute,
Indes des sel'gen Gründers „e“
Auf die Versammlung niederschaute.

**Was tut die
Abrüstungs-Kommission?**

Zwei mit „f“ laß dir verkünden,
Ist in der Eins mit „d“ zu finden.
Kein Wunder, daß sie dort nicht kommen
Zur Lösung, die noch nie vernommen!

Der neue Lebensraum

Wie preist zu Land sich glücklich sehr,
Der mich sein eigen nennt;
Und dennoch ist das weite Meer
Mein Lebensselement.

Die Wirren in China

Er hing sich an die zweite, —
schwapp!
Schlug er den Kopf der ersten ab,
Fügt sie sich an, ward Militär —
Und kam doch grad vom Galgen her.

Dementiert

Die Zeitung schrieb: der Mann
sei Wort
Als Kaufbold in dem ganzen Ort.
Darob hat er, sehr tief verletzt,
Den Umlaut durch ein „i“ ersetzt:
Der Vorwurf sei nicht „e“
statt „i“,
Er raufe sich grundsätzlich nie!

**Zwei Ansichten zur Zollpolitik
(Worttreppe)**

Zoll
Schutz

Auf welchem Wege kommt Minister X. zum Schutz Zoll?

Zoll
Frei?

Auf welchem Wege kommt Minister Y. zur Zollfreiheit?

oder

Die ehrbaren Kaufleute

Geschäftskniffe zweier Straßenhändler

Bon An. Et. Dote

Zwei 1 2 3 2 4 1 5 4 6 2 7 hatten 4 2 1 2 4 2 5 4 o
4 6 2 7 feil 5 4 Hamburg. Als 6 2 7 2 5 4 2 schon fast alle
verkauft hatte, 6 2 7 andere noch nichts, sagte 6 2 7 andere
zu dem 2 5 4 2 4: „Ich begreife nicht, Kamerad, wie du
6 2 5 4 2 1 2 3 2 4 so wohlfeil geben kannst. Ich stehle doch das
7 2 5 3 zu 6 2 4 meinigen auch und verdiene gleichwohl 6 2 4
Taglohn kaum mit dem 1 5 4 6 2 4.“ — „Das will ich 6 5 7
wohl glauben, Kamerad“, sagte 6 2 7 erste. „Ich stehle 6 5 2
meinigen, wenn 3 5 2 schon gebunden 3 5 4 6.“

**Was ein Journalist
können muß**

(Wortteile)

Den Eins-zwei hat drei zu geben,
Findet irgendwo was vier;
Greift hinein ins volle Leben:
Heimat, Ausland, da und hier.

Sei von Hochzeit, Reise, Wahl es,
Sei es, was ein Zwei-drei sagt,
Sei's Eins - vier - fünf, Kunst,
Lokales,
Jeder hört, was ihm behagt.

Stets gilt's, Neues zu erjagen,
Welcher Zwei-fünf auch das
Blatt:

Ganzes, richtig vorgetragen,
Macht den Zeitungsleser satt.

Feuer in Emborf

Das Wort (geteilt), und alle
Begaben sich zur Ruh',
Es schliefen schon im Stalle
Das Pferd, der Och, die Kuh.

Da fuhr ein Bligschlag nieder
Und traf des Hauses Dach,
Und machte alle wieder
Zu ihrem Glücke wach.

Schon züngelten die Flammen
Und hüllten ein das Haus.
Es brannte Wort (zusammen
Und „f“ und „c“ hinaus).

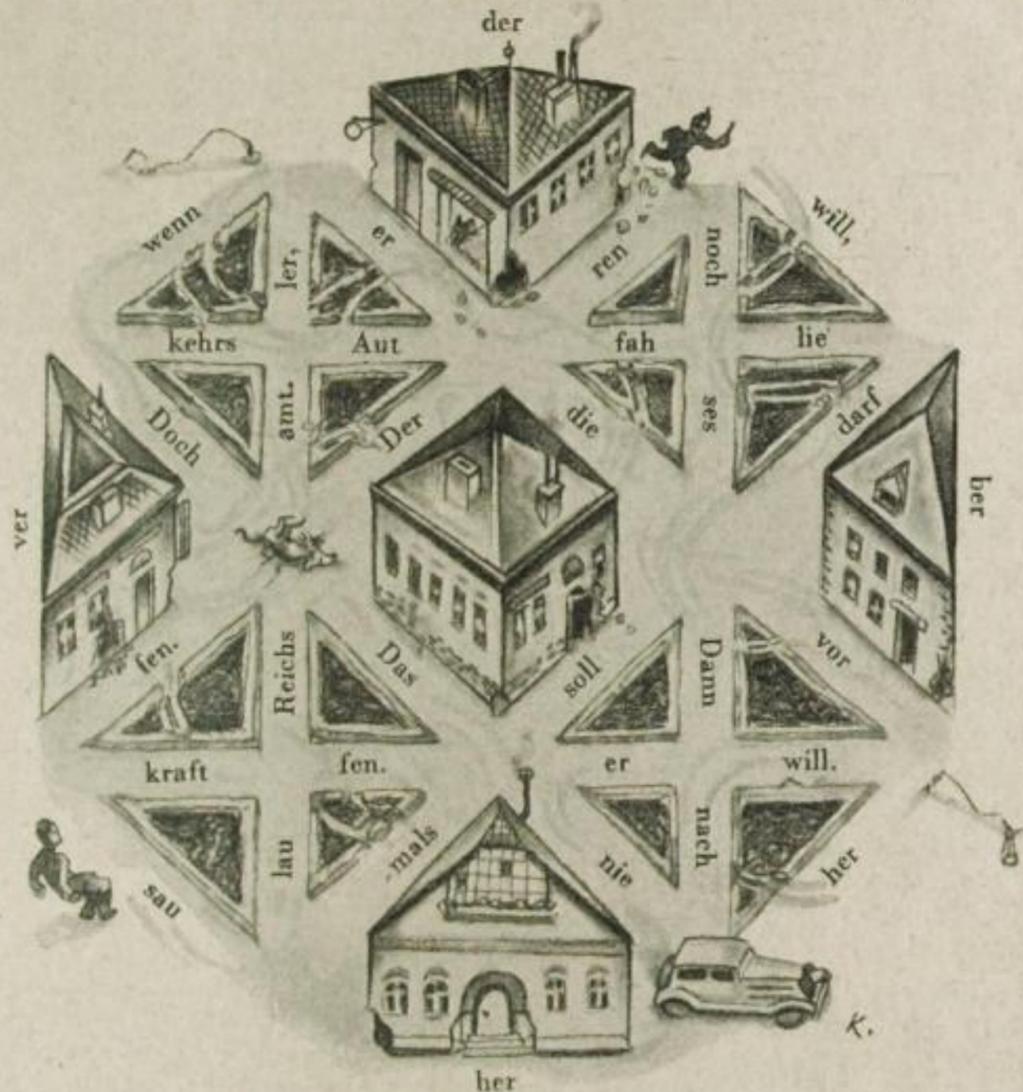
Aus dem Gerichtssaal

Der „an“ nahm in dem
Plädoyer
Widerstand an gegen die „ge“.

In Notwehr gehandelt

Mit meinem Wort hielt ich den
Dieb in Schach,
Nach Wort mit „gen“ gab er
dann endlich nach.

Schwerer Auto-Unfall Maxstraße Ecke Herthastraße.



Wie sich der Unfall abspielte.

Ein betrunkenere Chauffeur durchraste gestern die Straßenzüge um den Hermannplatz. Er kam dabei nur einmal durch jede Straße. Verfolgen Sie seinen Weg, indem Sie mit dem Bleistift in einem Zug durch alle Straßenzüge fahren. Die Lösung ergibt einen Vierzeiler, den jeder Autler beherzigen müßte.

Gedanken zur

kommenden Olympiade

In schmaler, glänzend schwarzer
„Schale“
Zeigt eins sich auf dem Zwei
im Saale.
Doch eine andre Form man liebt,
Wenn eins sich mit Eins-zwei
abgibt.
Auch mit dem Glanz ist's dann
vorbei,
Besonders, wenn sich eins-zwei-
drei —
Nach einem starken Regenguß —
Im Drei mit „s“ abspielen
muß.

Reise und Wanderung

Wohin fahre ich zur Kur?
Dem Leiden, das mir manches
Ach erpreßt,
Nehm' ich den Fuß, zum Reise-
ziel den Rest,
Weil mich die Sonne dort ge-
sunden läßt.

Der Süden ruft

Im Süden liegt
Wort, das sich schmiegt
Mit Felsenhöh'
in blaue See.
Wird Haupt gefällt,
Fuß zugesellt,
Wort, wie ihr wißt,
Meist launisch ist.

Сколько Ты Сколь

Гоним-Локн!

„Woran der Gatte Reiz noch
findet?
Was ganz für ihn nur ist
entzündet,
Für ihn entflammt ist ganz
allein;
Was er genießt in vollen
Zügen,
Was ihm Erholung und Ber-
gnügen,
Was stets in Weiß gekleidet
fein —
Was mag es sein?“
„Ich arme Frau will es Euch
klagen:
Die erste Zeile wird's Euch
sagen!“

Zwei Biographien berühmter Zeitgenossen

I.

Sein Vater war ein Bauer und Dorfschmied, der ihm von Kindheit an das Evangelium der sozialen Gerechtigkeit predigte. Er ließ den Jungen Lehrer werden. In den ersten Ferien verließ er seine Heimat, hummelte durch die Schweiz, verdiente sich als Maurer und Laufbursche Groschen, um abends die Genfer Universität besuchen zu können. Aus der Schweiz wegen politischer Umtriebe ausgewiesen, ging er wieder in seine Heimat zurück, wanderte dann wieder aus und wurde Hauptschriftleiter einer sozialistischen Zeitschrift. Er focht im Weltkrieg, wurde nach dem Kriege Zeitungsgründer und Gründer der größten Partei seines Landes, dessen Führung er seit zehn Jahren in den Händen hält. —

Wer ist es?

Der träge Wanderer

Von Wilhelm Neumann

Im Lerchenjubiläum auflodert der —,
Da bleib auf dem Lager, wer faul es —
Wen Wanderlust durch die Wälder —,
Den silbernen Morgen er wandernd —.
Doch einen Krenn' ich:
so pünktlich er —,
Wie hat er die ersten Strahlen —.
Erst bei der Sonne höchstem —
Kommt er geschlichen den Weg —.
Im Sack er nichts zu essen —,
Doch macht er alle Menschen —.
Und schon zieht er die Straße —.
Wenn du's nicht glaubst —
morgen kommt er —.

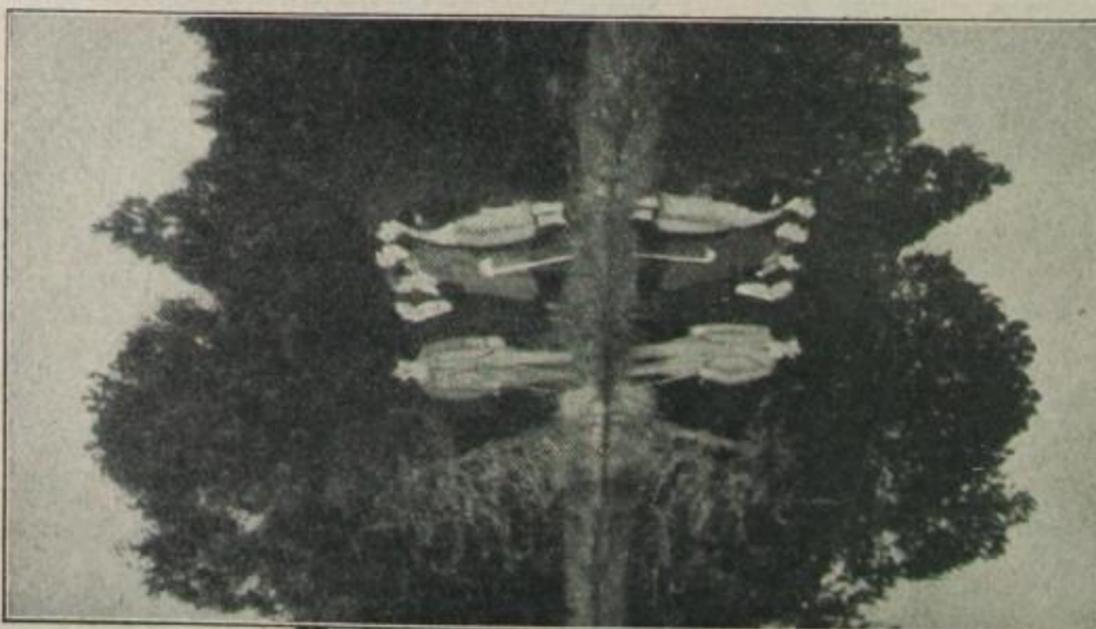
Dieses Gedicht ist ein Rätsel-Rätsel. Sie müssen hierbei erst die Endreime ergänzen und dann die Lösung des gesamten Rätsels zu finden versuchen.

II.

Sein Vater war ein Fischer. Er selbst aber wollte nicht Fischer werden, sondern verdiente sich sein Schulgeld als Kartoffelbuddler. Er sah die Not seines Landes und die Armut seines Volkes. Er beschloß, Politiker zu werden. Er wurde im Jahre 1906 zum erstenmal Abgeordneter seiner Partei. Vor Kriegsanfang widerlegte er sich der Geheimdiplomatie seiner politischen Gegner und ist seit dieser Zeit wegen seines außerordentlichen persönlichen Mutes hochangesehen bei Freund und Feind. Er war seit Kriegsende 4mal Ministerpräsident seines Landes und ist heute einer der unermülichsten Kämpfer zur Ueberwindung der Gegensätze innerhalb der europäischen Staaten. —

Wer ist es?

Feriengrüße aus dem Leserkreis



Familie Schmidt sandte uns aus den Ferien dieses besonders gelungene Bild.

Leider haben sie uns nicht gesagt, was oben und was unten ist. Darum haben wir es quer gestellt. Vielleicht können unsere Leser an einer Kleinigkeit erkennen, welche Seite das Spiegelbild sein muß. Betrachten Sie das Bild ganz genau und auch Sie werden wissen, welches die wirkliche Seite und welches das Spiegelbild ist.

Musik

Konzertbericht

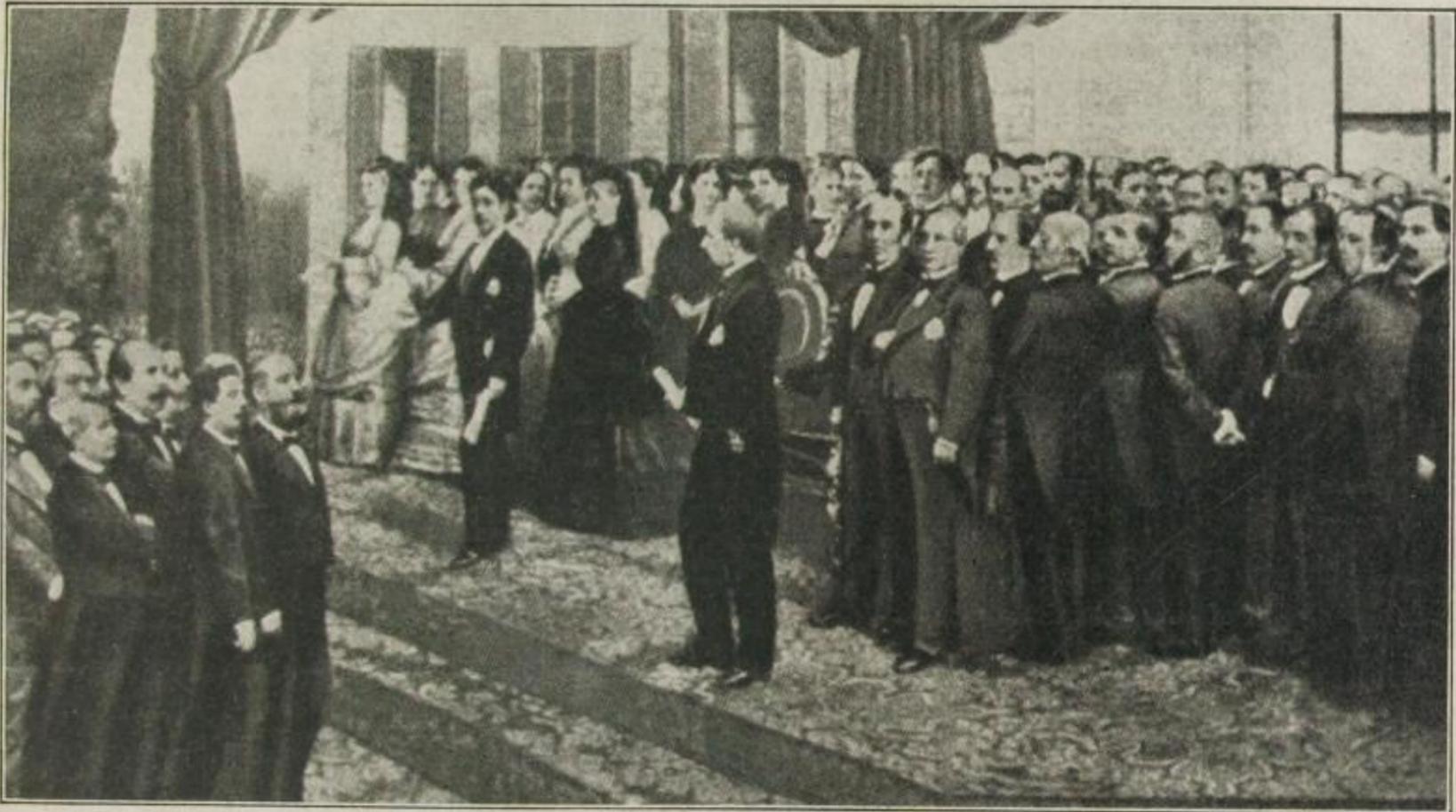
Wie mit tausend Engelszungen
Ist das Eins-zwei-drei erklingen.
Eins-zwei waren erdentrückt,
Von dem schönen Spiel entzückt,
Das vom (rückwärts) Zwei-drei-Chor
Drang so machtvoll an ihr Ohr.

Aus Bayreuth

Im Mosaik sah ich die Frau,
Die mitgeschafft am ganzen Bau.

Vereinsnachrichten

Bei der dritten Flasche Weines
Ward gewispert ehrfurchtsvoll,
Daß Karl eins-zwei drei nicht kleines
Drei-vier-fünf verfügen soll.
Weil sie ihn nun gründlich kannten,
Trafen sie das ganze Wort,
Aufzunehmen den Genannten
In den Klub — und zwar sofort.



Ein „historisches“ Dokument wird eine Rätselaufgabe:
Feierliche Großjährigkeitserklärung des Prinzen Louis Napoleon am 16. März 1874.



Sammlung Handke

Fünf Jahre später:
Rekognoszierung der Leiche des am 1. Juni 1879 im Zulukrieg gefallenen Prinzen Louis Napoleon. Betrachten Sie die Teilnehmer an den beiden Feierlichkeiten genau! Warum muß eines der Bilder unecht sein?



**Schwierige
Kapitalverschiebungen
haben stattgefunden!**

Den Gesamtumsatz der letzten Woche finden Sie, wenn Sie nebenstehende Divisionsaufgabe richtig lösen. Aus der Anordnung der Felder und der gegebenen 7 in der Auflösung muß dies einem gewiegten Kurszettelbetrachter möglich sein.

Börse von gestern
Tendenz der Warenmärkte ist
heut' Wort,
Nur Kupfer Wort verstellt
noch immerfort.

Sanierung in Griechenland
So mancher Staat hat wirk-
sam sich saniert
Durch die versetzte Helena,
mit „i“ frisiert!

WIE WIRD DAS
WETTER?

Wetterbericht

Islands Tief erreicht uns jetzt:
Erst gibt's Norden, gut verfehlt,
Und es bleibt zu guter Letzt
Fluß, der unsre Donau neht!

Wetter für Wochenendler

(Zitat nach Punkten)

Plebe...r, Kee...r, D...ald,
K...ungsring, S...enauffüh-
rung, Ba.....uhe, Rh...rad,
Sch...kung, Oh...cht, Ge-
...igkeit, Re...sburg, W...
fieber, Ber...rker, T...fon,
K...mann, Sch...kalden, Wa-
...feuer.

Die Füllbuchstaben der oben-
stehenden Wörter ergeben, fort-
laufend gelesen, einen Sinn-
spruch von Hermann Hesse.

Familienanzeigen

Ihre Vermählung zeigen an:
Herr (Er kneift)
und Frau (Sie reift)

Von der Reise zurück:
Arno Tberz
Peter Hooda

Das Wasser stammt, das Euch
erfrischt,
Aus Genf mit China gut ver-
mischt!

**Auch Sie werden ein Wochen-
endhaus haben wollen**
Wissen Sie, daß am Schwielowsee
Parzellen zum Verkaufe stehen?
Sie werden gleich den Wagen „e“,
Um sich die „au“ dort anzusehen!

!!! Gelegenheit !!!
Wer kauft aus rein privater
Hand,
Was kopflos ich im Garten fand?

Gesucht

Diese Personen und Gegenstände werden seit dem Erscheinen des Rätsel-
almanachs im Jahre 1829 gesucht. Die Lösung dieser Rätsel ist seinerzeit
verlorengegangen.

Seltene Gegenstände, die
von den Rathern gesucht werden.

Ein Stock, von dem es nicht
mehr gibt als ein Exemplar, und
welcher eins bleibt, wenn er auch
zwanzig ist. [1]

Ein todttes Behälter voll Geist,
welches lebendig oft ohne Geist in
deutschen Lustspielen mitspielt. [2]

Etwas, das wir alle Augenblick
zwey Duzendmal mit Füßen tre-
ten, und dem wir doch Geld be-
zahlen, damit unsere Füße weiter
treten können. [3]

Ein vierfüßiges Geschöpf, welches
ein kleiner Theil eines zweifüßigen,
und doch viel größer, als das
ganze zweifüßige ist. [4]

Etwas, über das ein Kind weg-
sehen und ein erwachsener Mann
nicht wegsehen kann. [5]

Ein Ei, welches, wenn es umge-
kehrt wird, Schmerz in Freude ver-
wandelt. [6]

Der Schatten eines Todten, der
bei hellem Tage umgeht. [7]

Etwas, das keine Augen hat und
doch kurzfristig ist. [8]

Stellenangebote

Personen, so ihre Dienste
anbieten.

Eine Person, die sich ein Gewerbe
daraus macht, fremder Leute an-
vertraute Geheimnisse in der Stadt
herumzutragen, und die doch des-
halb kein Tadel trifft. [1]

Ein Mann, der, wenn er un-
fleißig gescholten wird, das Prä-
dicat fleißig dadurch empfängt. [2]

Ein Mann, dem man als Laster
vorwirft, daß er Porträts sam-
melt. [3]

Ein Mädchen, das täglich jenes
bekannte Sprichwort dramatisch
vorstellt: „Wie Du's treibest, so
geht's.“ [4]

Ein Bereiter, welcher nicht auf's
Pferd kommt. [5]

Ein Handwerksmann, dem der
schlechte Absatz Vortheil bringt. [6]

Eine Person, bei welcher Zwen-
züngigkeit Tugend ist. [7]

Ein Miether, der gern täglich
ausziehen möchte. [8]

Die Auflösungen aller Rätsel folgen in der nächsten Nummer



„ . . . ich werde dir die Krawatte binden, du kannst es doch nicht richtig . . . “

Fot. Yva



Gemütlichkeit

F ü n f B l ä t t e r v o n W a l t e r T r i e r

Mit Versen von M y



Wo liegt die Stadt Idyllenthal?
Wir wissen alle: sie liegt weit
In einem wunderstillen Tal. —
Ihr Wahlspruch heißt: Die Zeit hat Zeit!

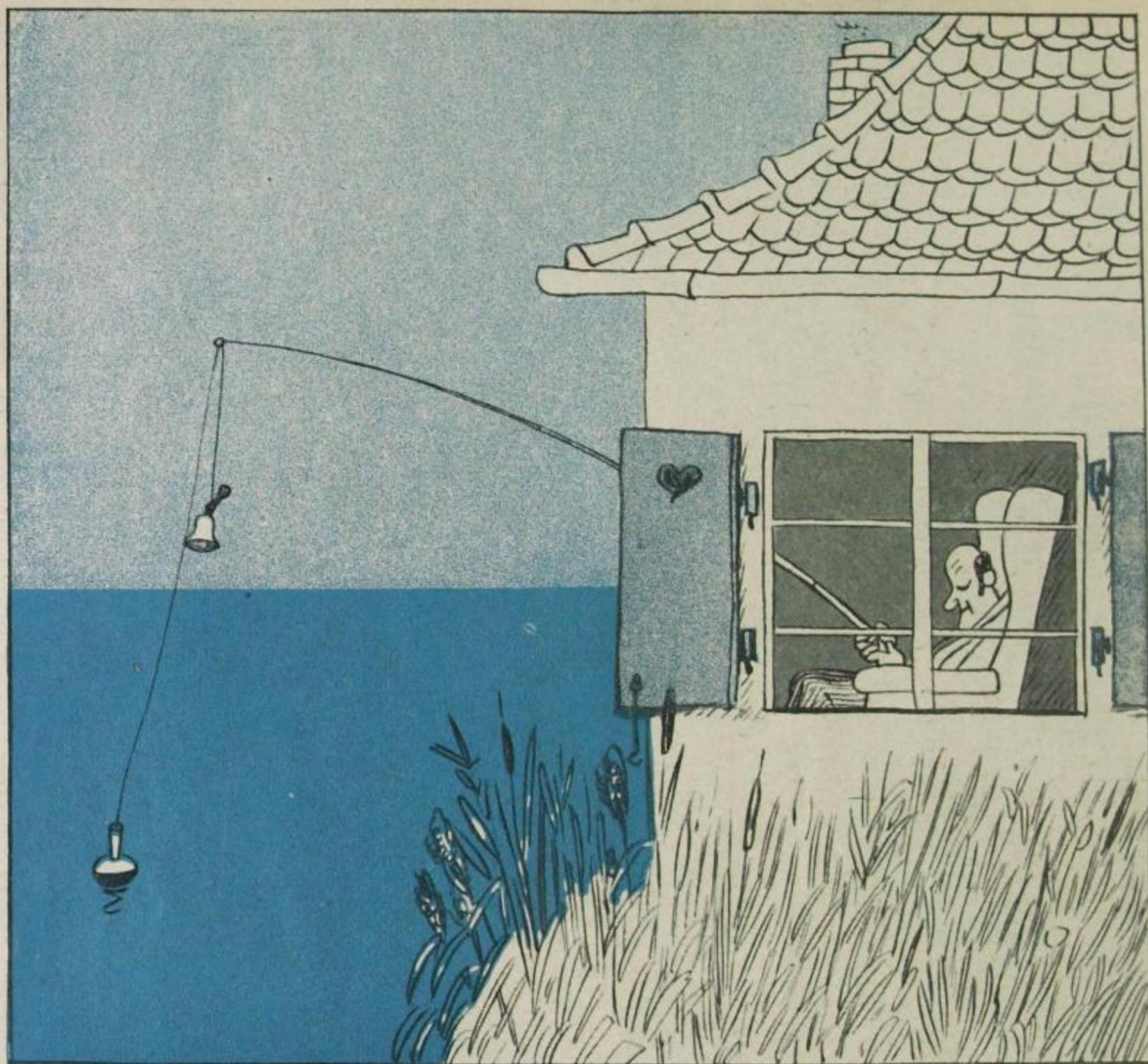
Die Stadt liegt weit im Weltenraum
An einer tausendjäh'gen Buche,
Und nur noch Sehnsucht, Wunsch und Traum
Behn nach ihr heimlich auf die Suche.

Doch fändest du dich selber ein,
Und ständest vor des Städtchens Toren,
Es nützte nichts. Du kämst nicht rein —
Der Stadttorschlüssel ging verloren.

Das kleine Rathaus in Barock
Ist dicht am Spitzweg da gelegen.
Der Bürgermeister soll Tarock,
Zuweilen Whist zu spielen pflegen.



Ein richtiger Plausch ist immer gemütlich, da kann es regnen, schneien, donnern oder blitzen



Trier

Ein Fanatiker der Gemütlichkeit
Angeln und ein Nickerchen machen

Schlag neun hemmt man die Rathausuhr,
Daß sie der Bürger Schlaf nicht störe.
Als welterfahren gelten nur
Die Sekundärbahnkonduktöre.

Die andern aber reisen nie,
Dazu kann man sie nicht verleiten.
Doch voller Wehmut preisen sie
Oftmals die guten alten Zeiten.

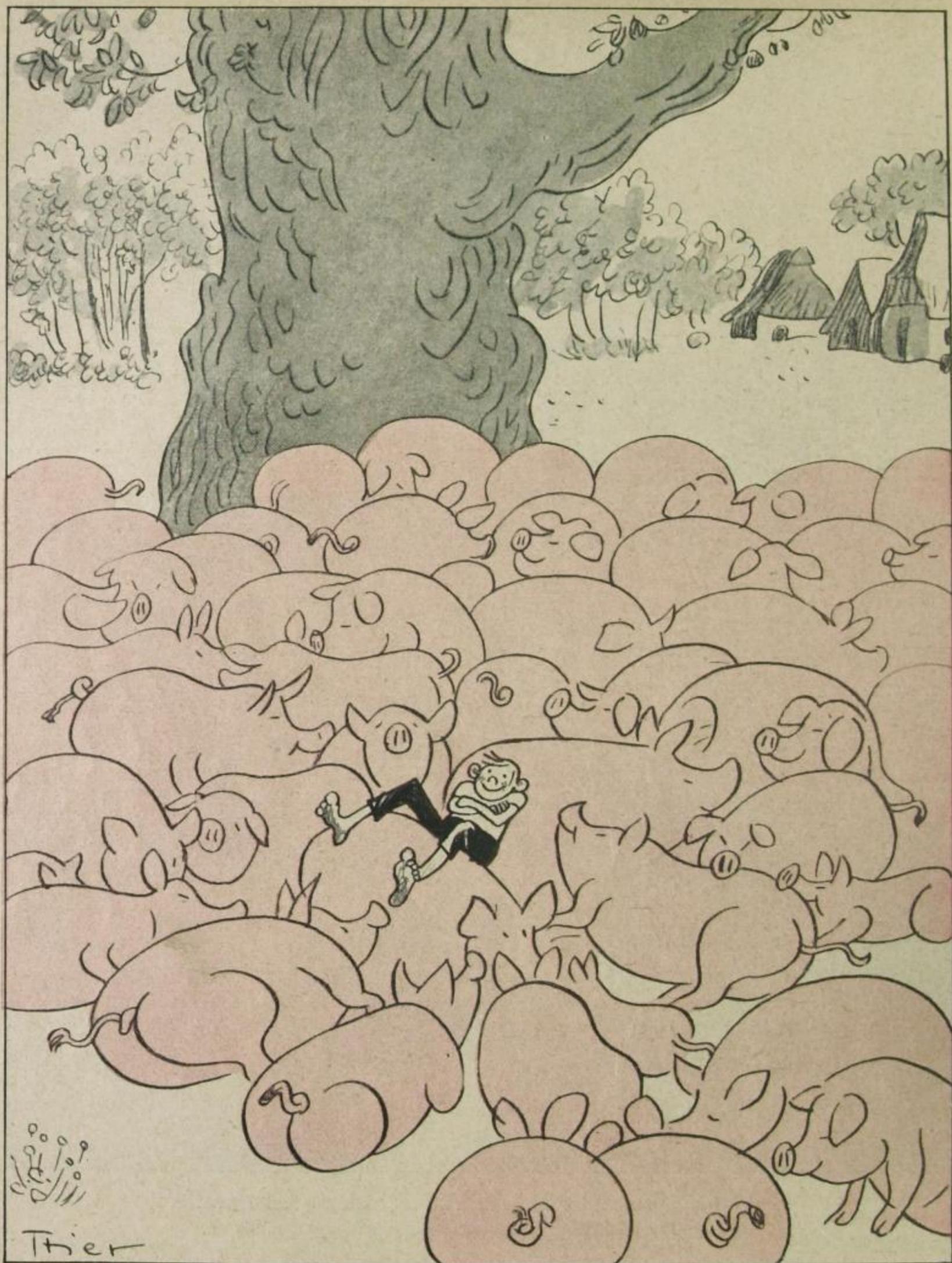
Das ist die Stadt Idyllenthal.
Wir wissen: sie liegt leider weit
In einem wunderstillen Tal
Des Fürstentums Gemütlichkeit.



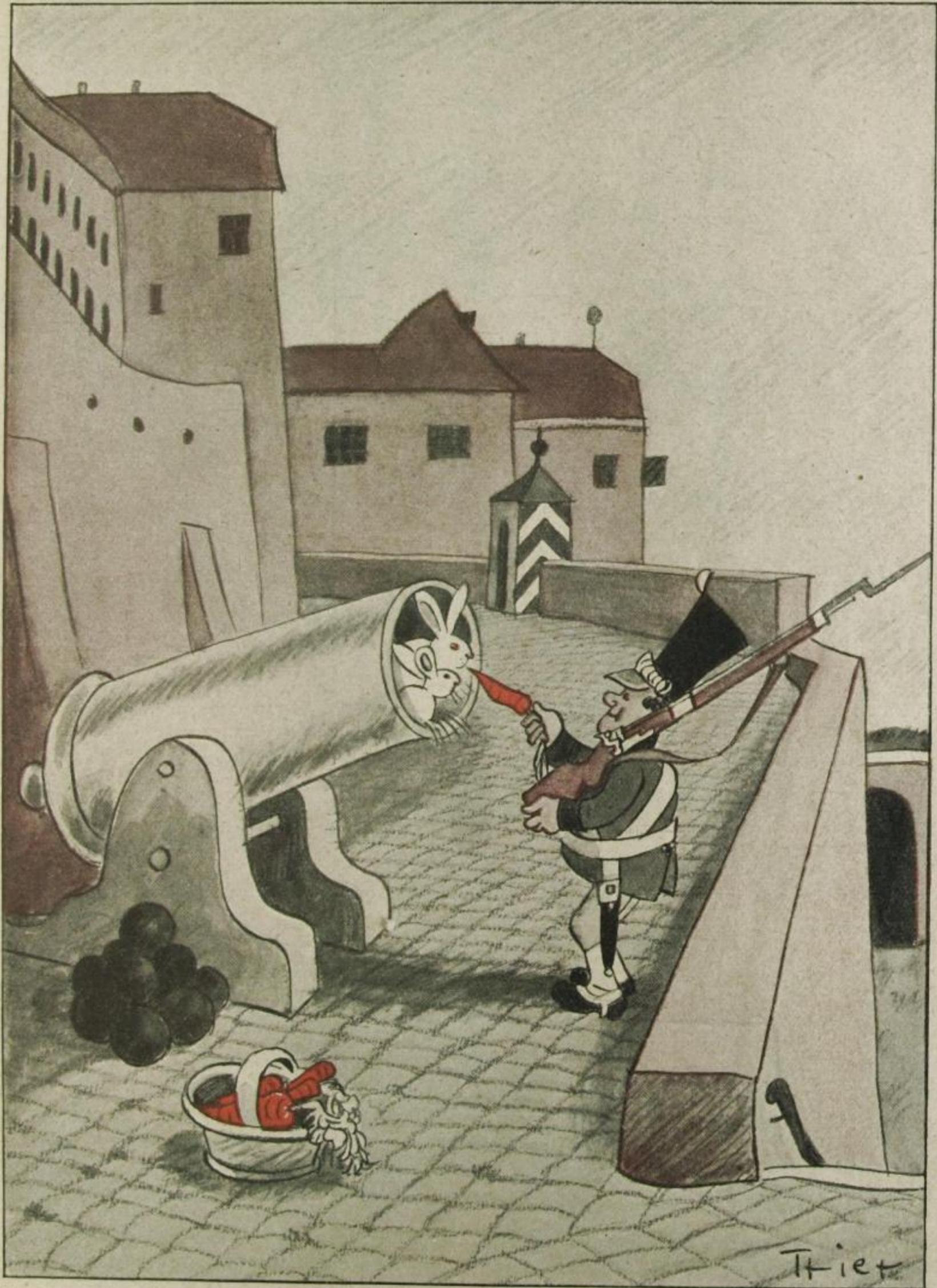
Gemütlichkeit auf der Strecke Friedrichsdorf—Schönwalde
Zugführer und Schaffner pflücken für die Damen Sträuße

Nicht Sternweite scheint uns bloß
Von jenes Städtchens Glück zu trennen.

Nur Dackel, Lanten, Vertikos
Tun manchmal so, als ob sie's kennen . . .



Auf dem Gipfel der Gemütlichkeit



Das Urbild der Gemütlichkeit, die Witzblatt-Type des vorigen Jahrhunderts



Fot. A. P.

Frühjahrsarbeit: Der Bauer durchpflügt ein Feld.

Die meisten Bauern spannen auch heute noch ein oder zwei Pferde, Ochsen oder Kühe vor ihren Pflug. Ist es jedoch einem Bauern gelungen, eine „Motorpflug-Genossenschaft“ mitzubegründen, dann freut er sich, wie ein großer „Stock“ die Schollen seines Ackers mit erstaunlicher Geschwindigkeit umbricht. Aber auch bei stärkster Maschinerisierung bleiben weite Bezirke der Landwirtschaft der Verwendung von menschlichen Arbeitskräften vorbehalten. Das gilt vor allem vom Flachs- und Rübenbau und von jeder gärtnerischen Produktion.

Tagewerk eines Knechts

Aufgeschrieben

von

Wolfgang Weyrauch

Der Knecht erwacht. Es ist 5 Uhr früh. Es ist im September. Im September ist es um 5 Uhr früh noch Nacht. Da zieht der Nebel noch. Keine Uhr hat den Knecht aufgeweckt. Er ist wach geworden, weil er seit drei Jahren immer um 5 Uhr wach geworden ist. Er sieht aus dem Fenster. Dazu muß er sich im Bett aufstellen. Sonst langt er nicht hin, obwohl er groß ist. Das Fenster hängt hoch. Viel Spinnweb ist darum.

Die Vögel zwitschern schon seit Stunden, der Hund bellt, der Hahn kräht. Der vom Nachbarhof antwortet.

Johann steigt aus dem Bett. Er springt heraus. Er ist nicht müde, wenn er auch erst um 1 Uhr schlafen gegangen ist. Er wäscht sich den Körper mit dem Wasser ab, das er sich gestern aus dem Hofbrunnen gepumpt hat. Während der Nacht hat es in der Blechschüssel gestanden. Ein paar Schnaken schwimmen im



Fot. Wasow

Im Hochsommer bei der Ernte leistet der Landarbeiter als Schnitter die Hauptarbeit. Die Tätigkeit des Landarbeiters ist vielseitig: Pflügen und Säen, Fahren und Aufstapeln von natürlichem Dünger, Streuen von Düngesalzen, Hacken von Kartoffeln und Rüben. Dazu kommen sämtliche Erntearbeiten, außerdem Pflege, Aufzucht und Fütterung der landwirtschaftlichen Nutztiere. Der Barlohn des Landarbeiters ist verhältnismäßig niedrig, da bis zu fünf Sechsteln des Lohnes in Naturalien ausgezahlt werden. Mehr als 20 Pfennig Stundenlohn wird selten bezahlt. Frauen und Kinder arbeiten mit und verdienen ebenfalls, wenn auch beträchtlich weniger.

Wasser. Eine Spinne hat ihren Faden über den Schüsselrand gesponnen.

Johann singt. Er spritzt sich, bis alles Wasser auf dem Boden ist. Hier nimmt es Strohhalme und Erde auf, die Johann gestern nacht an den Schuhen mitgebracht hat. Johann zieht das Pfadfinderhemd an und die Drillichhose. Holzschuhe klappern ihm an den Füßen. Die Ärmel des Hemds krempelt er hoch. Die Hose ist lang. Die Zähne putzt er sich nicht. Stattdessen steckt er sich seine Pfeife in den Mund. Tabak feigt. Die Haare kämmt er sich ganz naß, dann scheidelt er sie. Immer singt er.

Wie er die Kammer verläßt, sieht er in der Ecke eine Henne sitzen, die ihre Jungen unter sich hat. Sie sieht ihn und knurrt ihn an. Er scheucht sie und läßt sie doch, wo sie ist. Tiere sollen tun, was sie müssen, denkt er sich. Das hat er beim Pfarrer so gehört.

Er geht in den Pferdestall, die Pferde zu striegeln. Seit einem Jahr striegelt er. Die ersten beiden Jahre, seitdem er hier ist, war er bei den Kühen. Wer bei den Pferden ist, ist beim Bauern gut angeschrieben. Johann ruft den Pferden zu und tätschelt sie. Dann beginnt er zu striegeln. Er nimmt den Striegel aus der Soldatenkiste des Bauern. In der Kiste stecken auch Wischer und Stahlbürste für die Haare der Pferde. In der Kiste sind Schrubber, Wassereimer, Putzlumpen und Besen untergebracht. Die Kiste ist groß und alt. Sie hat zwei Kriege mitgemacht, den 70er und den Weltkrieg. Der Vater des Bauern und der Bauer haben sie nach Frankreich mitgeführt. Wo ein Sandsack fehlte, wurde sie eingesetzt. So hat sie auch viele Kugeln abbekommen.

Johann striegelt. Er striegelt wie ein Wilder. Er hat Hunger bekommen. Er will bald fertig sein. Allmählich hat er allen Fliegenunrat, alle Fliegenleichen, allen Kot und alles Stroh, die sich die Pferde oft ums Maul wischen, wenn sie sich im Schlafe einmal auf die Steinfliesen herunterlassen, weggeschabt. Meist stehen die Pferde im Schlaf. Als Johann in den Stall kam, standen sie alle, bis

auf den Alten. Der kniete. Er war müde. Bald wird er zum Abdecker kommen, denkt Johann. Der Alte ist mager. Alle andern Pferde aber sind voll und stark.

Johann hat ausgestriegelt. Jetzt fängt er an zu kämmen. Immer wieder zieht er die Stahlbürste durch den Bart der Pferde und streift die Haare, die sie ausgerissen hat, auf den Wischer ab. Endlich sind die Pferde sauber. Noch sieht Johann die Hufe nach. Sie sind in Ordnung. Ist ein Bein angeschlagen? Alle sind unverletzt und gesund. Gut, denkt Johann, jetzt noch den Stall! Er packt Bürste, Wischer und Striegel ein, nimmt Besen, Schrubber und Wassereimer heraus und putzt den Stall.

Wie er so reinigt, kommt der Bauer. Wenn der Bauer um 5 Uhr in den Stall kommt, ist etwas los.

„Johann“, sagt der Bauer, „du mußt aushelfen. Hast du Zeit?“ Johann hat Weideaufsicht während des ganzen Tags.

„Nicht viel“, sagt Johann, „aber wenn's sein muß — —. Was ist's denn?“ Er ist nicht grob zum Bauern. Er will nur seine Arbeit nicht gestört wissen.

„Am Morgen sollst du Kartoffeln ausmachen helfen“, erläutert der Bauer, „und am Mittag sollst du Grummet und Roggen einbringen helfen.“

„Na schön“, ist Johann einverstanden, „dann gehe ich nur einmal rum.“ Sonst geht er zweimal über die Weiden, auch dreimal, je nachdem.

„Ja“, sagt der Bauer und geht wieder aus dem Stall heraus, „der Kasper muß in die Stadt, zum Prozeß.“ Der Bauer hat zwei Söhne. Einer heißt Wilhelm, der andere eben Kasper. Kasper, der ältere, hat sonst das Kartoffelfeld unter sich, der jüngste den Roggenacker und den Grummet. Heute müssen sich Wilhelm und Johann, der Knecht, abwechseln. Der Bauer, der über allem steht, wird ihnen helfen, wo er kann.

Kasper wird in der Stadt den Bauern beim Prozeß vertreten. Der Bauer kann nicht hin. Er könnte nichts auswirken. Es geht um die Schulden, die der Kauf der Mähmaschine vor drei Jahren bewirkt hat. Der Bauer hat nicht alles ab-



Räucher-Küche in Steiermark mit dem „Geselchten“ über dem offenen Feuer. Fot. Heller

zahlen können. Er hat einfach seine Butter, seine Milch und seine Eier nicht genügend abgesetzt. Und wenn, dann zu billig, weil eben die Preise billig sein mußten. Sonst hätte ihm niemand was abgenommen. Da hat ihm der Fabrikant die Schweine gepfändet. Jetzt muß Kasper um Verlängerung des Termins einkommen. Der Bauer hat nicht das Mundwerk dazu. Er kann's nicht machen. Er ist ein alter Bauer, keiner von den jungen, gewandten, unerschrockenen. Der Knecht bedauert ihn. Er ist froh, daß er kein Bauer ist.

Nachher, beim Frühstück, das er mit der Bäuerin, dem Ahn und der Tochter vom Bauern ißt, sagt er auch, was er denkt. Sie essen Brot mit Käse und trinken Milch dazu. Vorher und nachher reichen sie sich die Hände. Dabei wünschen sie sich gesegnete Mahlzeit. Dar-

über hat Johann ein Jahr lang furchtbar lachen müssen. Dann hatte er sich daran gewöhnt. Schließlich glaubte er dran. Das hat ihm der Pfarrer beigebracht. Der Knecht muß beim Frühstück, wie bei allen Mahlzeiten, die er in der Stube ißt, den Ahn ansehen. Das ist noch ein tüchtiger. Nachher wird sich der Ahn auf einen Stein setzen, der vorm Hof auf der Straße steht, und wird mit Peter, dem Spitz, den Hof bewachen. Da soll mal einer kommen!

Dann kutscht der Knecht auf den Kartoffelacker. Der Bauer sitzt mit auf. Auf dem Acker arbeiten schon seit drei Stunden die Mägde. Es ist 8 Uhr geworden. Als Johann Anna sieht, sein Mädchen, wird er rot. Er hat sie lieb. Er möchte zu ihr gehen. Aber es geht nicht. Die andern dürfen nichts wissen. Sonst geht es diesen Winter wild über sie beide her.

Im Winter ziehen die Haberfeldtreiber. Sie gehen von Hof zu Hof. Ueberall stellen sie die an den Pranger, die sich gegen die Sitte vergangen haben. Sie umstellen die Höfe und singen solange ihre Schmählieder, bis sich der Gescholtene vor dem Hof zeigt. Früher haben sie oft die Schuldigen mit in den Wald genommen und haben sie dort verbläut. Manchem geschah es recht.

Das Ausmachen der Kartoffeln macht müde. Johann ist zwar ein kräftiger Mann, ein 25jähriger. Aber nach drei Stunden spürt er doch seinen Rücken. Immer tiefer muß er sich bücken. Es geht allmählich in den Sandboden hinein. Zwar sind hier die besseren Kartoffeln, aber sie zu klauben ist viel schwieriger. Hier haften die Knollen viel fester im Boden. Oft ist es nötig, jeden einzelnen Zweig der Strunke aus der Erde zu ziehen. Oft sind auch noch die Blätter unter der Erde. Den Mädchen geht das leicht von der Hand. Die sind es gewöhnt. Ja, sie haben noch Zeit zum Kichern. Anna kichert mit. Sie muß. Wenn sie's nicht tut, werden die andern stutzig.

Alle arbeiten im Gänsetrott. Hinter jeder Magd steht eine andere. Die erste nimmt die Knollen aus, die zweite sammelt sie in den Korb. So geht das um und um. Endlich, um 12, kommt die Großmutter. Sie bringt das Mittagessen. Alle setzen sich auf den Hügelgrund, der dicht bei ist. Fernab weiden die Kühe und Pferde zusammen. Der Bauer hat sieben Pferde und 11 Kühe. Einen Stier hat er nicht. Im Dorf hat kein Bauer einen Stier. Dafür hat das ganze Dorf einen Gemeindestier, der bald bei jenem Bauern, bald bei diesem steht, je nachdem, wie der Bauer seine Zucht vermehren will.

Johann und die Mägde essen Schweinewürste und Suppe, die aus dem Saft der Würste gezogen ist. Der Bauer ist nicht mehr bei ihnen. Er hat Johann einen Gang über die Weiden abgenommen. So können sie frei sprechen. Die Mägde beklagen sich über den Lohn.

„Nadelgeld gibts überhaupt keins

mehr“, murt Paula. Auch die Großmutter ist weggegangen. Sie ist im Haus. Sie kann nichts hören.

Johann setzt sich für den Bauern ein: „Nadelgeld gibt es doch. Aber du mußt verlobt sein. Das ist auch ganz richtig. Nachher sammelt eine ihr Nadelgeld ein, jahrelang, und am Ende heiratet sie gar nicht.“

„Na, und was ist mit dem Ballen Kattun und dem einen Gros Flachs?“ fragt Lina, „ist das was? Oder ist das nichts? Das ist gar nichts. Früher hat es andert-halb gegeben.“

„Der Bauer kann nicht mehr so, wie er will“, verteidigt Johann den Bauern, „was kriegen wir denn? Wir kriegen 8 Pfennig die Stunde und einen Stoß Tabakblätter und einen Fuder Kartoffeln und einen Zentner Roggen. Früher haben wir auch mehr bekommen: 11 Pfennig und zwei Stoß Tabak und zwei oder noch mehr Roggenzentner. Aber wir sagen nichts dagegen. Wir sind Männer. Wir sind keine Waschweiber. Wir wissen Bescheid. Heute muß der Bauer und der Knecht und die Magd zusammenhalten. Sonst geht alles drunter und drüber.“

Dann fängt die Arbeit wieder an. Die Mädchen binden ihre Tücher wieder über die Köpfe und ziehen die Schlappen wieder an. Während des Essens haben sie sie ausgezogen; die Füße brennen so. Johann verläßt den Kartoffelacker und geht über die Weiden. Da weiden die Schafe. Sie gehören dem Bauern nicht allein, sie sind dem ganzen Dorf. Es sind zweihundert. Der alte Schäfer Sebastian sitzt auf seinem Krückstock. Wenn ein Schaf auswischt, wirft er einen Stein über es weg. Der treibt es zurück.

„Na, Vater“, sagt Johann, „wie ist das nun so mit dem Schafhüten?“ Sebastian war vor einem Vierteljahr noch Altknecht.

„Ist gut“, lächelt Sebastian, „ist sehr gut. Der Bauer ist gut. Er hat mich noch nicht auf den Altenteil gesetzt.“

„Ja“, sagt Johann, „wenn man nur arbeiten kann, dann ist's schon gut.“

„Er hätte mich ja auch wegschicken



Struckfoto

Schnittermarkt in Nördlingen.

Die Arbeitskräfte teilen sich je nach Entlohnung und Dauer der Beschäftigung in „ständig Beschäftigte“ und „unständig Beschäftigte“. Als „ständig Beschäftigte“ gibt es das Gesinde, die Deputatisten, die Höfegänger und Freiarbeiter. Der Stand des Freiarbeiters ist auch unter den unständigen Arbeitskräften stark vertreten. Dies sind vor allem die Arbeitslosen aus der nahegelegenen Stadt. Darüber hinaus wird der Bedarf an unständigen Kräften durch nichtortsansässige Leute gedeckt, die im Winter arbeitslos sind und im Sommer „in den Schnitt“, d. h. auf Wanderarbeit gehen.

können“, sagt Sebastian und steht auf. Er schwingt seinen Stock.

„Welcher richtige Bauer tut denn das, Sebastian?“ fragt Johann und wendet sich zu gehen, „jeder sorgt doch für seine Leute, und wer das nicht tut, der wird bald nicht mehr in der Gegend bleiben können.“

Johann kommt zum Roggen. Jetzt ist es bald 5 Uhr. Hier sind die Garben schon fertig gebündelt. Die Knechte schichten sie eben auf die Erntewagen. Nachher werden sie die Garben zum Hof fahren. Doch die meisten Garben bleiben auf dem Feld und kommen vorerst in die Feldscheune. Sie sind zum Verkauf bestimmt.

Bald geht Johann zum Grummet. Hier faßt er selbst an. Er schleudert selbst den Grummet auf den Wagen. Hier haben sie sich die Arbeit zweigeteilt. Die einen tragen den Grummet zusammen, die andern binden ihn und schleudern ihn auf den Wagen. Anfangs ist das leicht. Wenn aber der Haufe wächst, der auf dem Wagen liegt, gehört viel Geschicklichkeit und Kraft zum Wurf. Johann hat die Kraft und die Geschicklichkeit. Die andern stehen ihm auch nicht nach. Hier arbeiten lauter 20- bis 25jährige. So arbeiten sie drei Stunden lang. Um 6 Uhr fängt die Kapellenglocke zu läuten an. Morgen ist Sonntag. Morgen heiratet Heinrich.

„Na, morgen“, sagt Johann. Er schleudert den letzten Grummet auf den Wagen. Dann spannen sie die Pferde vor, Heinrich sitzt auf einem auf. Sie ziehen heim.

„Ja“, antwortet Heinrich, „morgen wird geheiratet, und ich hab nicht mal müssen.“

„Das versteht sich“, sagt Johann. Die andern nicken. Natürlich versteht es sich. Wer vor der Hochzeit mit seinem Mädchen böse umging, den treiben die Haberer. Niemand wagt dem andern zu erzählen, was er angerichtet hat, kommt es doch einmal dazu. Niemand weiß, ob nicht der andere ein Treiber ist. Bald sind alle auf dem Hof angelangt. Die von der Weide, vom Roggen und von den Kartoffeln sind auch schon da. Um 7 Uhr wird gegessen. Jetzt ist alles zu-

sammen. Es gibt Wurst, Brot und Milch. Wer ein Bier trinken will, muß nachher in die Wirtschaft gehen. Beim Essen spricht man wenig. Wenn man ißt, kann man nicht sprechen. Niemand kann zwei Herren dienen.

Der Bauer hebt den Tisch auf. Alle geben sich die Hände und schließen den frommen Kreis. Dann sieht jeder, falls er in den Ställen oder im Hof noch etwas zu tun hat, seine Sache nach. Johann sieht noch einmal nach den Pferden. Jetzt werden auch alle Knechte, Mägde und Leute des Bauern in die Betten gehen. Der Bauer wird noch rechnen. Der Ahn wird noch in der Bibel lesen und sie stechen, um zu sehen, wie der Winter werden wird.

Johann geht in die Knechtekammer. Er zieht ein frisches Hemd an und lederne Schuhe. Denn er will vor dem Dorf, wo der Wald anfängt, Anna treffen. Heute haben sie nicht viel Zeit. Sie waren gestern lange zusammen. Erst als es richtig dunkel ist, geht Johann zum Wald. Anna ist schon da.

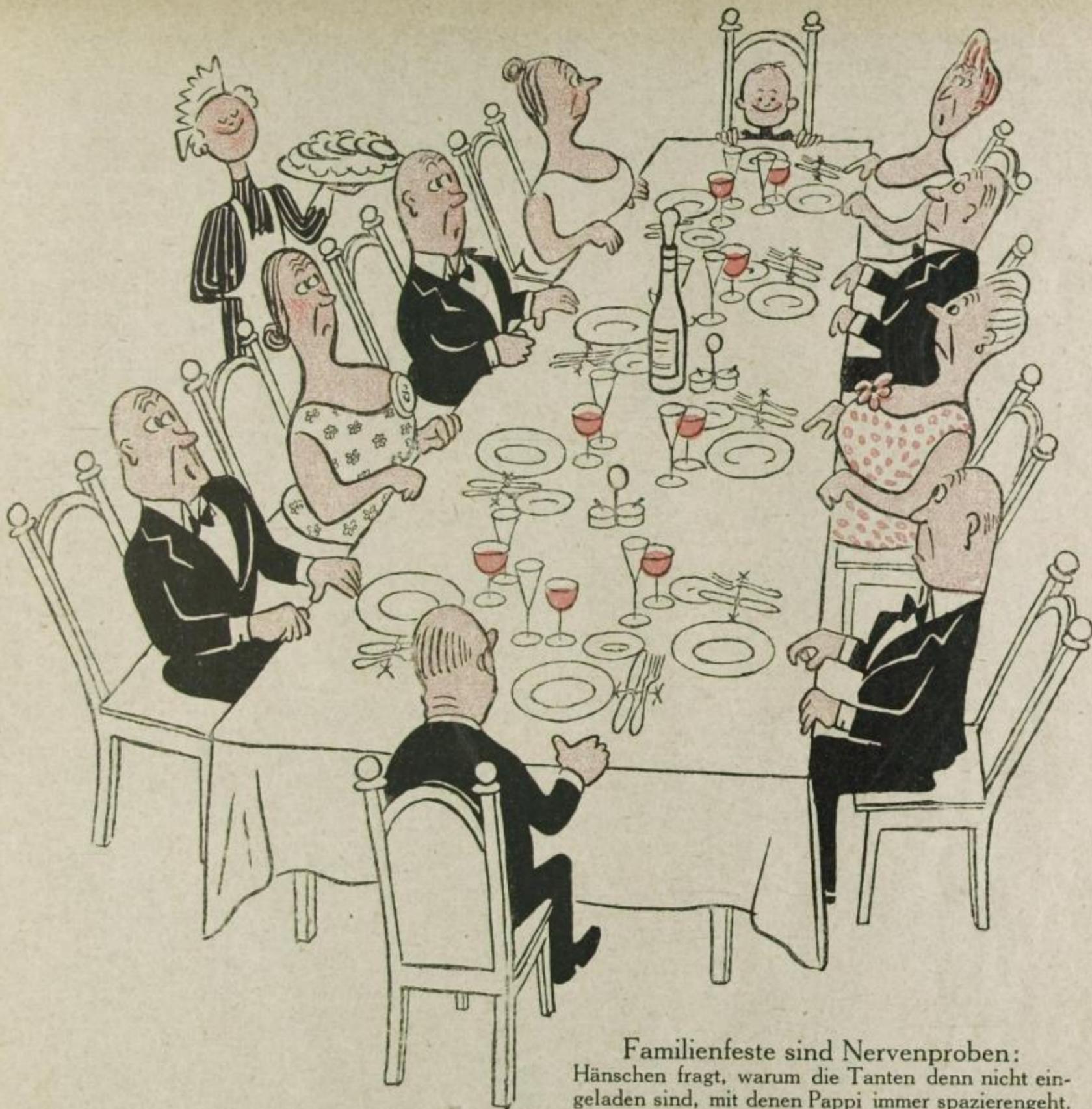
„Wenn wir geheiratet haben, will ich näher an die Stadt“, sagt Anna. Sie will überhaupt hoch hinaus.

„Ich soll vom Hof?“ fragt Johann. Er ist empört. „Ich gehe nicht vom Hof. Hier bin ich. Hier ist gut. Ich soll weg, weil du eine Laune hast? Ne“, sagt er entschieden.

Heute ist es nichts mit Kuß und Freude. Sie trennen sich bald. „Ich will nicht in die Stadt“, ruft Johann, „was ich von der Stadt gehört habe, ist alles eckig und nicht viel wert.“

„Du sollst ja nicht in die Stadt“, erwidert Anna, „du bist ja ein Knecht, du sollst nur nahebei, damit wir manchmal hinkönnen und uns umsehen.“

„Ist nichts“, sagt Johann und geht allein zum Hof zurück. Das muß er ohnehin, damit niemand etwas merkt. Heute aber tut er es auch, weil er nicht mehr mit Anna zusammen sein will. Was ein rechter Mann ist, ist über Frauen nicht traurig. Er legt sich in sein Bett und schläft ein. Morgen früh wird er frisch und stark aufwachen.



Familienfeste sind Nervenproben:
Hänschen fragt, warum die Tanten denn nicht ein-
geladen sind, mit denen Pappi immer spazierengeht.

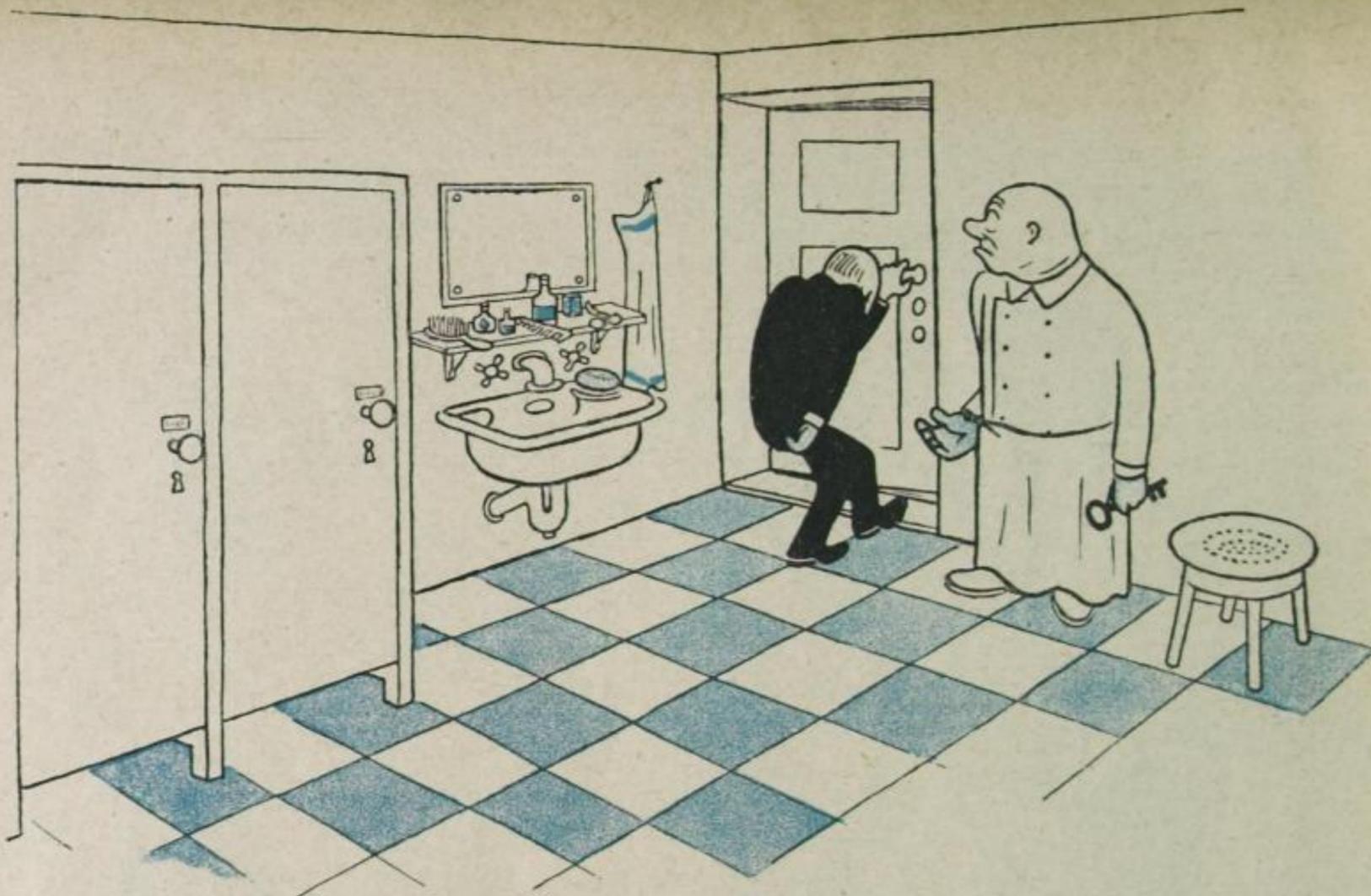
Keine NERVEN-Probieren

Klappen des Alltags

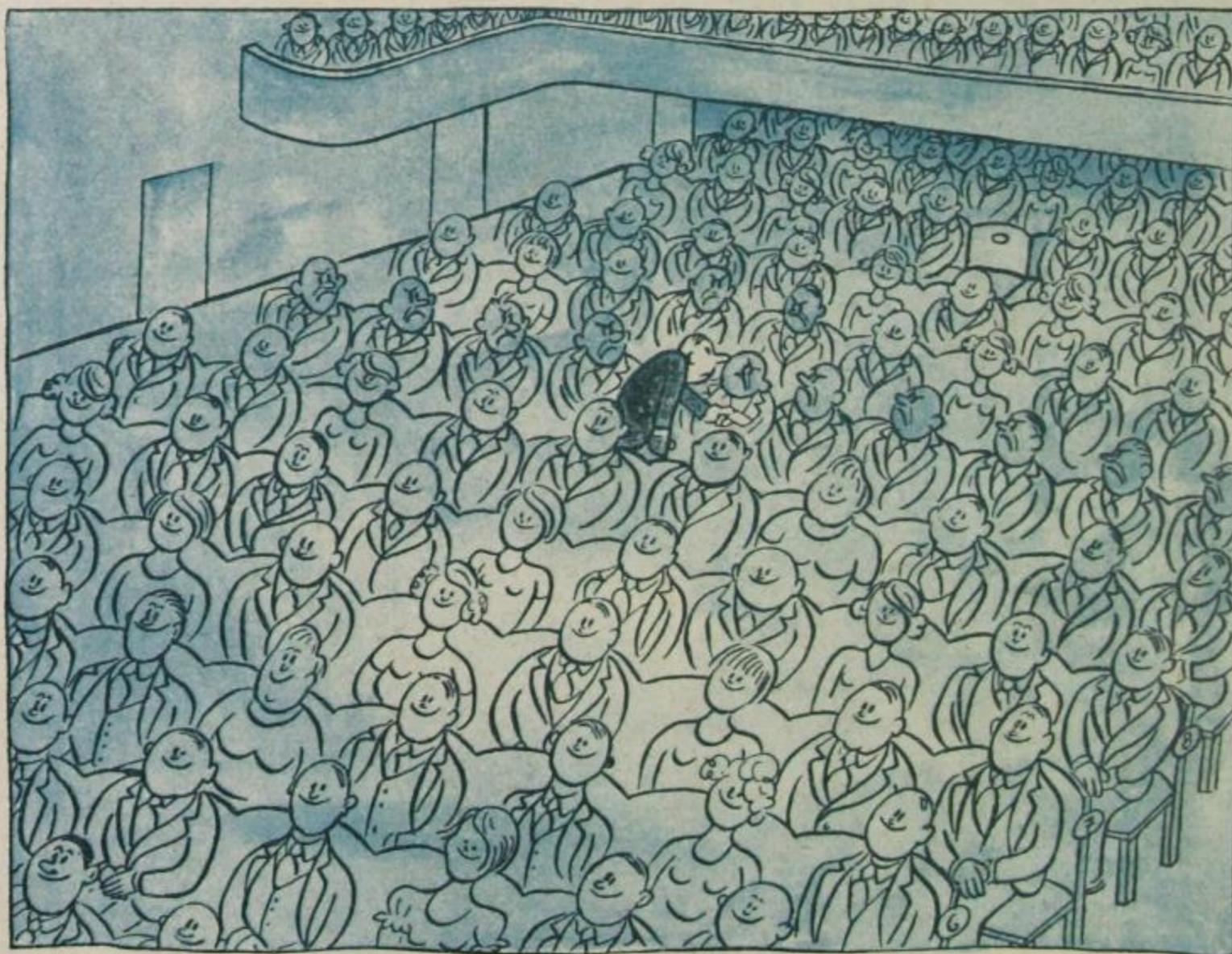
Gezeichnet von Horst von Moellendorff

Man braucht nicht gleich einen Ozeanflug zu unternehmen oder sich mit einer Rakete zum Mond abfeuern zu lassen, um seine Nerven auf die Probe zu stellen. Im allgemeinen wissen die meisten Menschen von ihren

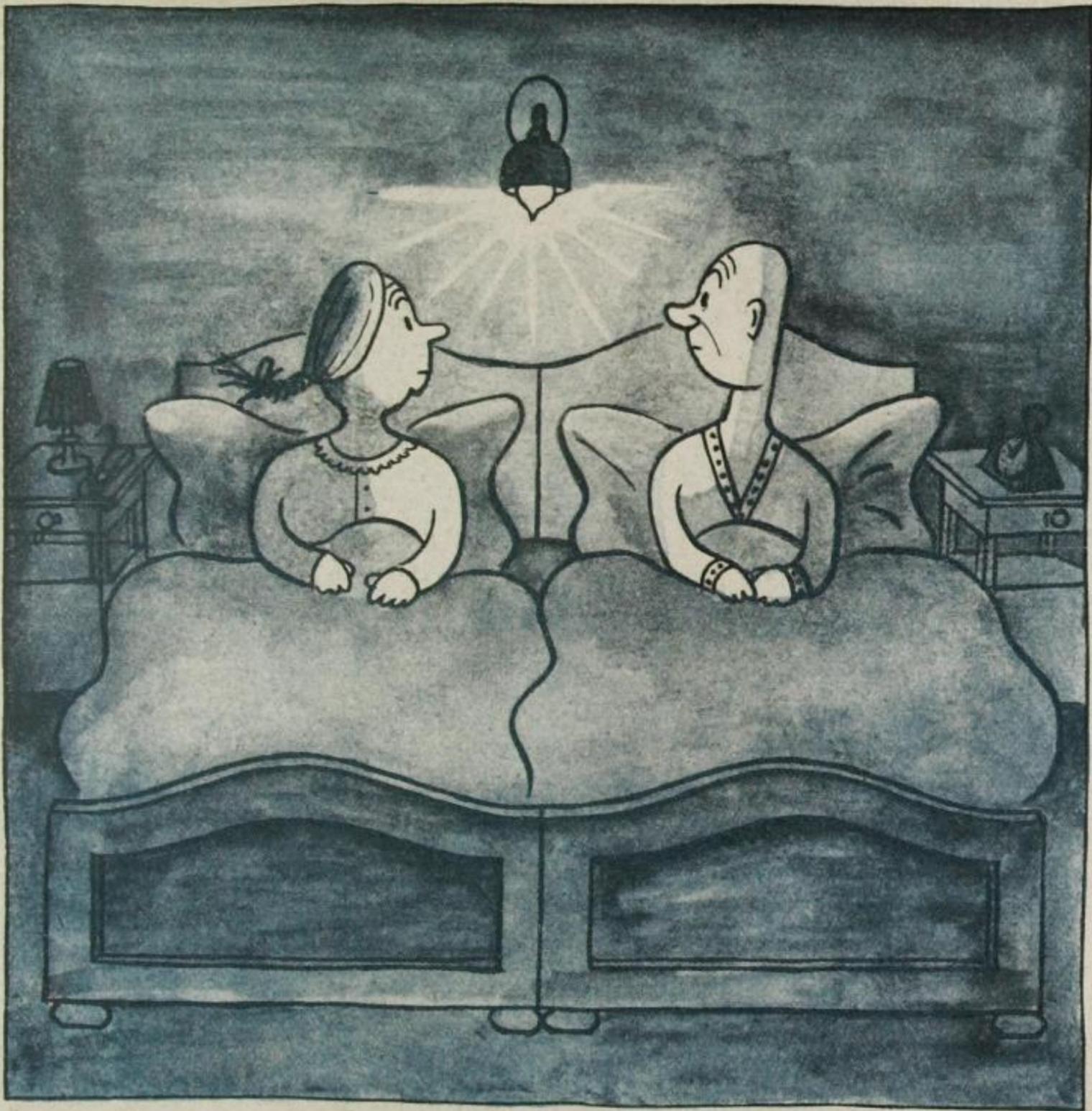
Nerven, daß es keine Stricke sind, an denen man beliebig hin- und herzerren kann. Ihnen genügt der Nervenkitzel. Auf diese Art von Massage versteht sich sogar der graue Alltag, der sonst so biedermännisch aussieht. Es sind hier



Etwas sehr Unangenehmes!
 Man hat keinen Groschen mehr und versucht unbemerkt zu verschwinden



Nervenprobe im Dunkeln
 Wenn einer zu spät gekommen ist und verzweifelt seinen Platz in der falschen Reihe sucht.

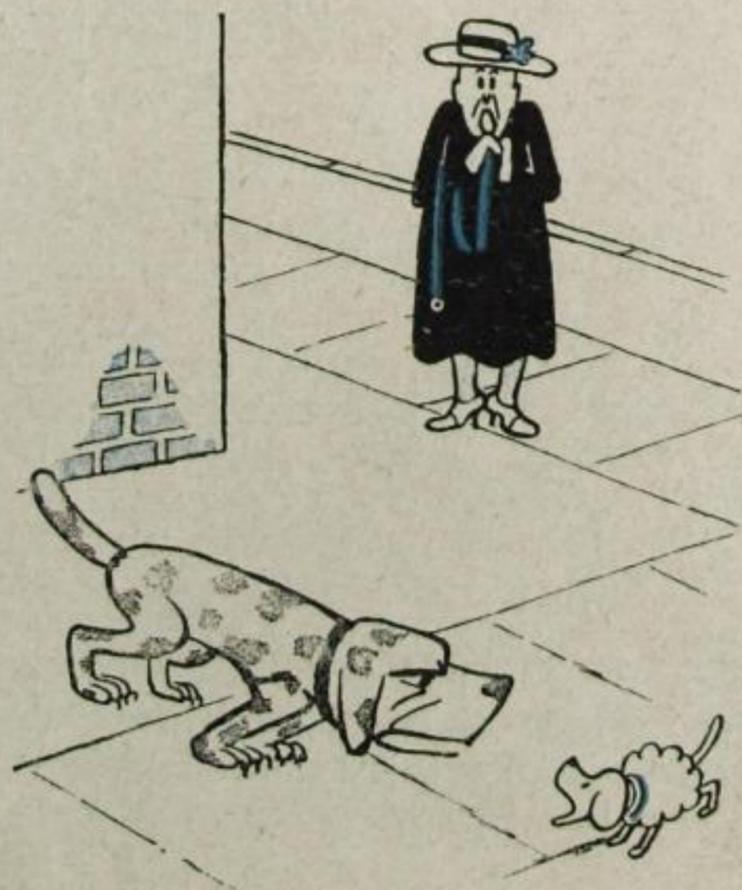


Eltern müssen Nerven wie Stricke haben:

„... Wo bleibt Anneliese? Das Kino muß doch schon seit einer Viertelstunde aus sein...“

nicht die großen schrecklichen Dinge gemeint: Zum Beispiel, wenn wir morgens auf der Treppe feste Schritte kommen hören, die nur vom Geldbriefträger oder vom Gerichtsvollzieher stammen können, und wir dann, von Zweifel hin- und hergerissen, nicht wissen, ob wir so tun sollen, als seien wir verreist oder nicht. Auch nicht die bange und zermürbende Ungewißheit, ob wir gestern in dem kleinen Café von den Bekannten unserer Frau etwa „in flagranti“ ertappt worden

Frauchens tägliche Nervenprobe
Schnucki fängt schon wieder einen Streit an.

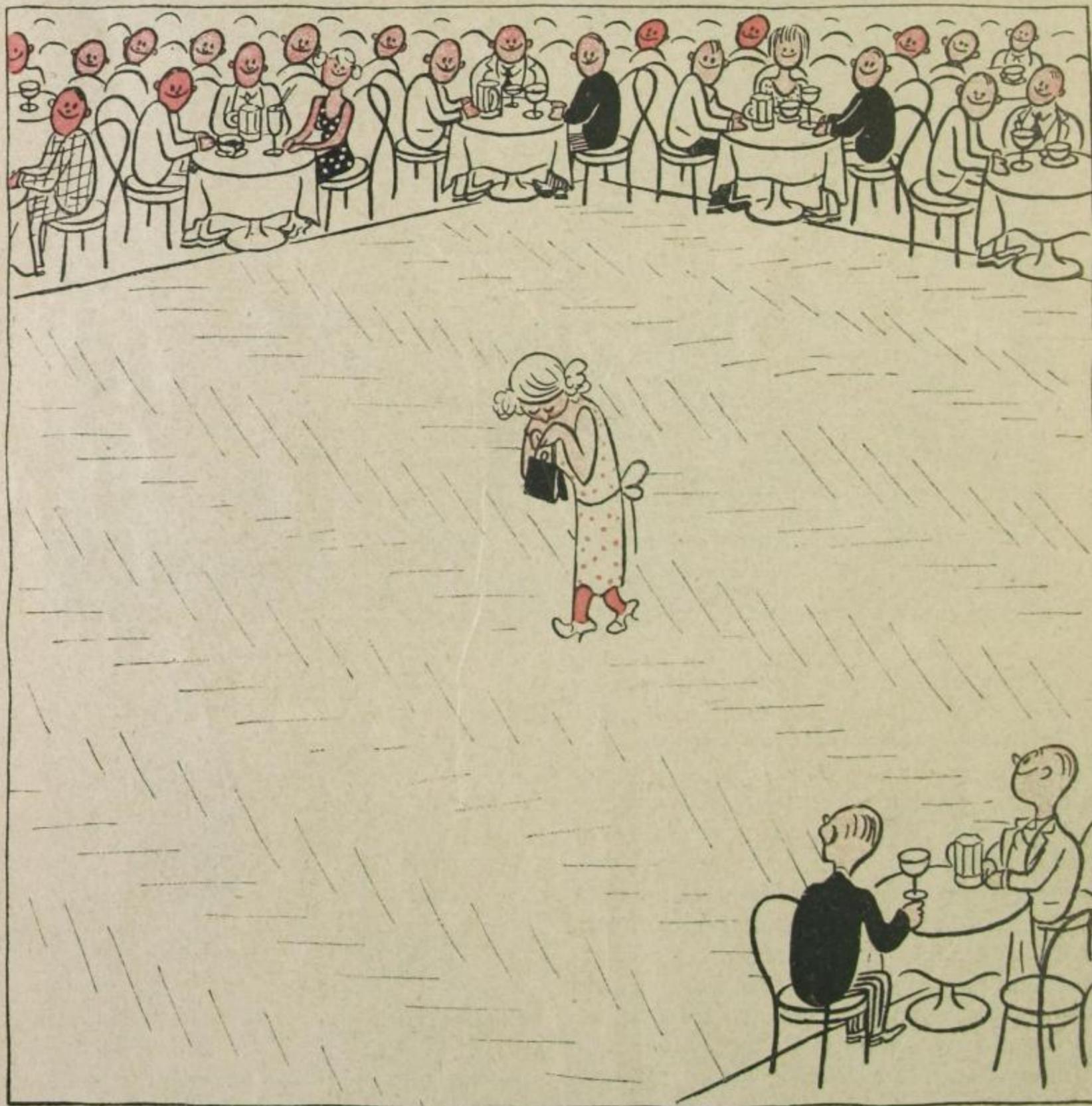


sind und diese es nun bereits brühwarm weitergeklatscht haben oder nicht. Natürlich gehören hierzu auch Nerven, und nicht zu knapp. Doch sind das alles Dinge, die wir mit uns allein, ohne Rücksicht auf ein Publikum, abmachen können und müssen. Man sieht es uns nicht an, wenn wir die „Nerven“ verlieren. Das kostet uns höchstens einiges Geschirr und dem Mieter unter uns eine schlaflose Nacht.

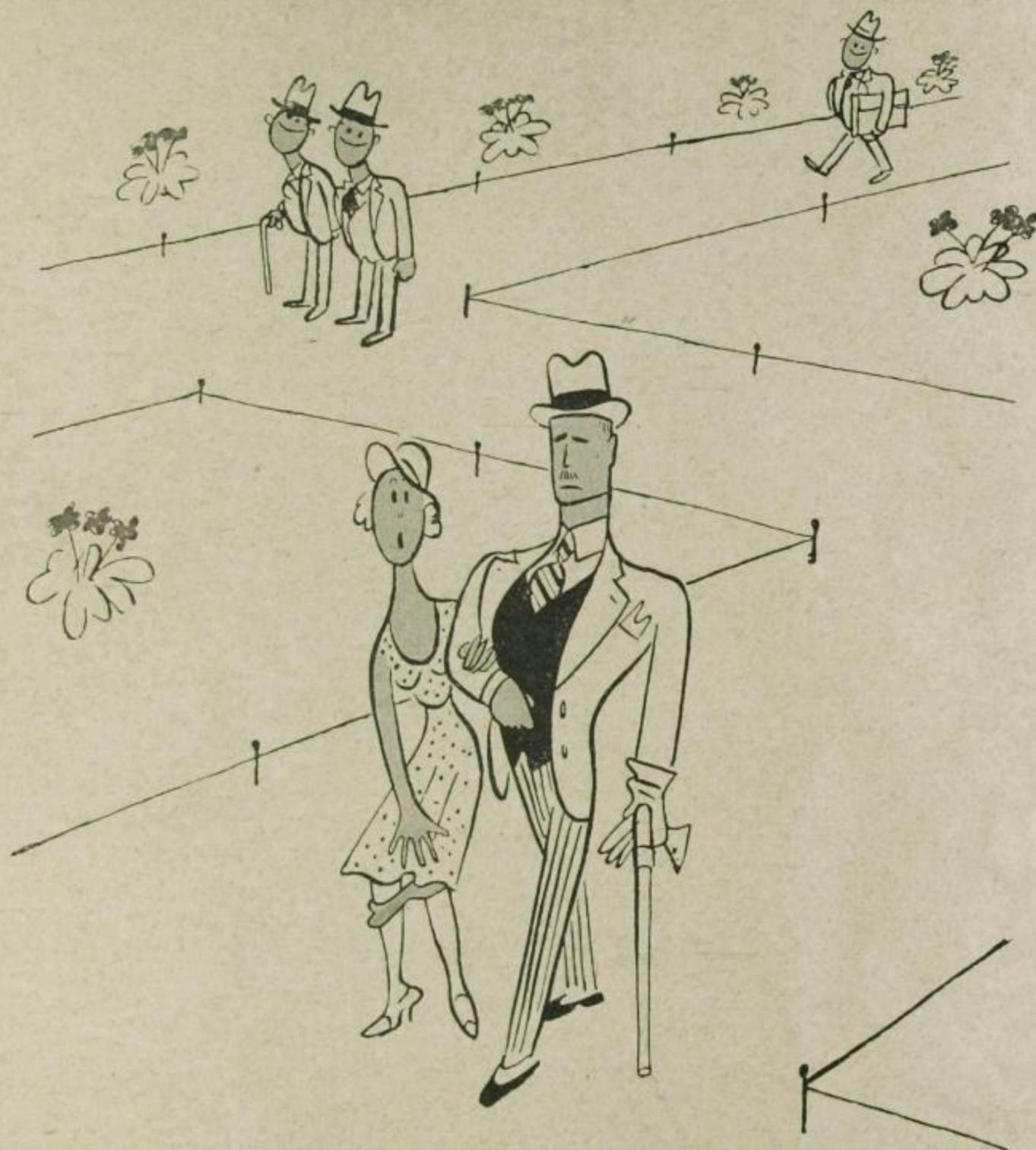
Die kleinen Nervenproben des Alltags

sind anderer Natur und beileibe nicht so geräuschvoll. „Nur nicht rot werden!“, lautet ihre Forderung. Und das Publikum, welches im Augenblick des Nervenexamens zu jeder Kritik unbarmherzig bereit ist, spielt dabei die größte Rolle.

Wenn wir über ein Parkett gehen und plötzlich spüren, daß ein Sockenhalter hinter uns herschleift, dann gibt es natürlich verschiedene Arten des Benehmens. Entweder tut man so, als bemerke man es nicht und geht festen



Eine Nervenprobe, vor der viele Menschen Angst haben: Allein über ein leeres Parkett gehen. Lieschen z. B. ist der Aufgabe kaum gewachsen und möchte am liebsten in der Mitte wieder umkehren.



Kleine Nervenproben beim schönsten Flirt:

Es rutscht etwas

Schrittes weiter („sowas wie Sockenhalter gibt es ja überhaupt nicht!“), dann merkt es von 50 Menschen höchstens einer. Oder aber man fängt an, am Hosenbein herumzubasteln und mit flehentlichem Entschuldigungsblick rundherum („Daß einem so etwas passieren muß!“) die Sache in Ordnung bringen zu wollen, und lächelt dazu noch verlegen, dann lächeln natürlich auch die andern mit, und man hat sich lächerlich gemacht, so gut man eben konnte.

Von bestandenen Nervenproben merkt niemand etwas außer uns selbst, wie ja überhaupt im Leben der Staub am

liebsten von den Fehlleistungen aufgewirbelt wird. Angst vor der Lächerlichkeit ist der Kernpunkt, um den sich diese kleinen Nervenproben drehen. Diese Angst erzeugt Unsicherheit, und schon ist geschehen, was natürlicherweise gar nicht geschehen dürfte. Selbst wenn wir vor einem Publikum die Hosen verlor — es brauchte uns nicht zu verwirren — wir sollten uns bloß nicht immer als Mittelpunkt fühlen, der wir gar nicht sind. Dann gäbe es gar keine Nervenproben — aber das wäre ja auch nicht schön, denn beim andern macht sowas doch immer soviel Spaß.

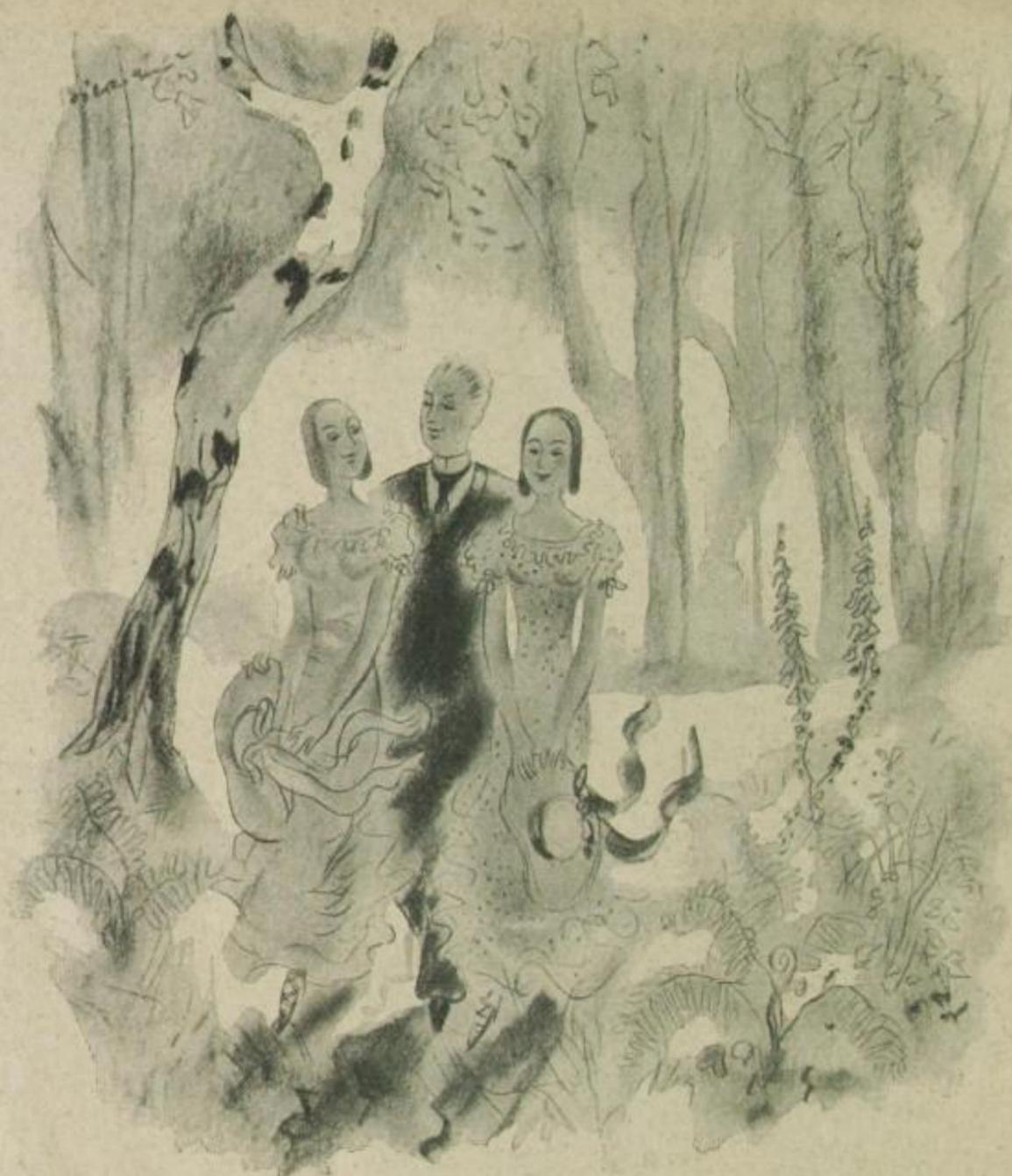


Er liest



ihr vor . . .

Aufnahmen Yva



... links Marliese, rechts Marlene, so spazierte der Pfarramtskandidat durch den Wald . . ."

Brautfahrt nach Kostow

Die Frau Pastor und ich stehen auf der Landungsbrücke und starren auf das Meer hinaus. Es sind auch noch ein paar andere Leute da, die auf das Schiff warten; aber das Wetter ist schlecht, und so sind es nur die, die etwas hier zu tun haben. Das sind nicht viele.

Frau Pastor und ich sind in diesem winzigen Fischerdorf miteinander bekannt geworden, hauptsächlich dadurch, daß sie und ich ziemlich die einzigen sind, die nicht hierher gehören. Ich bin ein Sommergast, der eigentlich im Nachbarort sein sollte, wo es so etwas regelmäßig gibt, und sie ist eine russische

Emigrantin, die mit ihrem Mann durch irgendeinen Zufall hierher verschlagen und nach dem Tode des Mannes hängen geblieben ist. Wovon sie lebt, weiß ich nicht. Ich glaube, das Fischerdorf ernährt sie einfach mit, weil sie da ist. Man gönnt ihr den Aufenthalt in dem unbenutzten Dachstübchen des Pfarrwitwenhauses, und zu essen braucht sie wohl nicht viel. Sie ist eine magere, übergroße Frau von Mitte fünfzig, ihr Gesicht ist nicht unschön, aber hart. Für gewöhnlich schweigt sie. Aber schließlich kann man nicht fünfundvierzig Minuten, die das Schiff bei dem



... nach 34 Jahren gehen die beiden alten Schwestern zum ersten Mal wieder zusammen nebeneinander her ..."

Erzählung von Grete Fischer

Mit Zeichnungen
von Fritz Biermann

schlechten Wetter Verspätung hat, stumm nebeneinander auf den nassen Planken stehen und, die Arme auf den Sperrbalken gelegt in das fleißig wühlende graue Wasser starren.

„Sie erwarten jemand?“

Sie erwartet ihre Schwester. Ihre Schwester ist mit dem Dampfer aus Estland bis Königsberg gefahren und soll jetzt mit dem Küstenschiff ankommen.

„Sie haben sich lange nicht gesehen?“

Das gleichmütige und etwas verwittrte Gesicht der Pastorin verändert sich nicht.

„Vierunddreißig Jahre“, sagt sie.

Das Schiff kommt nicht, es hat einen Maschinenschaden gehabt und wird vielleicht erst in zwei Stunden einlaufen. So erfahre ich die Geschichte.

*

Da war das große Rittergut des Barons Eibencron hinter Dorpat, und da waren der Förster Plücker, seine Frau und seine zwei Mädchen, die, von keiner Herrschaft kontrolliert oder belästigt, ein etwas eintöniges, aber gutes Leben am Rande der riesigen Wälder hatten. Es sah um das Forsthaus mit seinem netten Bauerngarten ziemlich einsam aus, aber es war „nur“ anderthalb Stun-

den vom Ort. Man konnte mit dem Wägelchen des Pfarrers in der halben Zeit dort sein, wenn man sich beeilte, und der junge Aushilfspfarrer, frisch von der Dorpater Fakultät und in Vertretung des alten kranken Pastors nicht übertrieben beschäftigt, hatte immer Eile. Er war vierundzwanzig Jahre alt, und die Försterstöchter waren achtzehn und neunzehn. Links Marliese, rechts Marlene, so trabte in jeder freien Stunde der Pfarramtskandidat durch den Wald oder an den Feldern entlang. Marliese kicherte, Marlene lachte. Der Wind fuhr ihnen durch die hellbraunen und blonden Haare und dem Theologen durch seinen sommerlich verwilderten Schopf.

Sie waren eigentlich zurückhaltende, an solchen geselligen Umgang kaum gewöhnte Leute. Ihre Spiele waren kindisch, ihre Freuden nach außen laut und nach innen leise. Verliebt waren sie alle drei. Die Schwestern, die sich nie gezankt hatten, konnten einander manchmal am Abend nicht in die Augen sehen. Wenn sie dann in ihren Betten lagen, gab es ein oder das andere Mal ein halbes Wort. Marliese, die ältere, redete offener und mehr. Marlene wurde immer stiller gegen Ende dieser glücklichen drei Sommerwochen. Nachdem der junge Theologe abgereist war, verstummte sie ganz.

Der Theologe Wilhelm Kelling hatte nach dieser Aushilfsstelle in der Pfarrei noch ein paar Monate in Dorpat zu verbringen. Aber er hatte keine Zeit mehr und auch keinen Vorwand, das Eibencronsche Försterhaus wiederzusehen. Er bekam dann eine zweite Aushilfspfarre, die aber ein Jahr dauerte, in der Wolga-Gegend. Die Reise war furchtbar weit und mußte schnell angetreten werden. Erst ein Jahr später bekam er eine eigene Pfarre bei Rostow am Don, wo die Deutschen einen deutschen Pastor haben wollten. Es gefiel ihm da, aber er hatte Sehnsucht. Das Bild dieser Sommerwochen im Eibencroner Forsthaus verließ ihn nicht. Immer klarer schied sich in seiner Erinnerung die beiden Mädchengesichter: das lachende,

blauäugige, blonde und das stillere, mit einem sanften Licht in merkwürdig graubraunen Augen, umstanden von sehr lockerem, zartfädigem, hellbraunem Haar. Also fing der Pfarrer an, Briefe an seine Braut zu schreiben, mit immer dringenderer Bitte, zu ihm zu kommen. Er bekam Antwort, er schrieb an den Förster, er wollte sein Mädchen holen, die Reise war zu weit. Schließlich machten sie aus, sie sollte den Weg quer durch das ganze große Rußland von damals in Gottes Namen allein machen. Er wollte sie in Rostow abholen und sich dort in der gleichen Stunde mit ihr trauen lassen. Die Schwestern nahmen Abschied voneinander. Beide weinten. Die eine, weil sie wegging, die zweite, weil sie bleiben mußte. Sie waren einander immer gut gewesen.

In Rostow stand der Pfarrer in seinem schwarzen Rock am Bahnhof und kämpfte um seine Würde und mit seiner Ungeduld. Dann kam endlich der Zug. Dann rannte er, kopflos und nicht mehr sehr würdig, an den schon geöffneten Türen entlang und rief: „Marliese, Marliese!“

Es wurde ihm eine Hutschachtel zugereicht und eine große Reisetasche mit gestickten Arabesken, und dann hob er das Gesicht. Und vor ihm stand, mit strahlenden blauen Augen und dem fast grellen blonden Haar über dem lustigen Gesicht, die blonde Schwester.

Sie wurden beide blaß, er von dem Schrecken, und sie, weil sie den Schrecken spürte. Er hatte sich zwei Jahre lang gesehnt, er hatte das stille Gesicht der Jüngeren in tausend Träumen verklärt — wieso er die Namen verwechselt, wußte er nicht.

Er ging dann, unter ihrem Gepäck gebeugt, den Bahnsteig entlang. Sie fuhren zur Kirche, und ein freundlicher alter Amtsbruder legte ihre Hände ineinander. In diesem Augenblick wurde es ein für allemal klar, daß sie die Stärkere war und daß sie nicht hergeben wollte, was sie bekommen hatte. Sie schaute ihn an und sagte:

„Du hast mich nicht gemeint?“ Und er sagte: „Nein.“

Das Leben einer Pfarrfrau in dem großen südrussischen Ort war damals nicht schlecht. Da war Haus und Garten, da waren gesellschaftliche Pflichten und Arbeit aller Art, da waren drei Kinder, die kamen und wuchsen, krank waren, gesund wurden, aus dem Haus gingen. Das war alles gut. Der Pfarrer war in seiner Ehe genau so ordentlich wie in seinem Amt. Es gab keinen Meinungsstreit, keine Pflichtversäumnis, keinen Grund, einander gram zu sein. Aber das brachte die christliche Langmut des Pastors nicht über sich, daß er die Frau hätte vergessen lassen, wie sie durch einen Irrtum in sein Haus gekommen war. Sie war immer ein lustiges und dabei tüchtiges Mädchen gewesen, sie blieb tüchtig und wurde eine stattliche Frau. Nur lustig war sie nicht mehr, und das kalte Blau ihrer Augen wurde härter. Denn sie wiederum konnte es nicht verwinden, daß ihr unrecht geschah. An sie waren ja alle die zärtlichen, sehnsüchtigen Briefe gekommen, und sie hatte den Kandidaten genau so ehrlich geliebt wie ihre Schwester. Sie wollte nicht von ihm angesehen sein, als hätte sie sich eingeschlichen.

Sie sprachen aber nie darüber.

Es gingen dann die guten Jahre herum, der Krieg kam, man hatte die Deutschen nicht mehr so sehr gern; dann kam der Zusammenbruch und 1917 die Flucht.

Man hatte gewartet, solange man warten konnte oder glaubte, es zu können. Schließlich häuften sich die Verhaftungen von Geistlichen aller Bekenntnisse, einige hatte man schon an die Wand gestellt, mehr oder minder standen alle im Verdacht feindlicher Umtriebe. Schließlich wachte eines Nachts die Pastorin vom Schlagen ihres eigenen Herzens auf. Sie war eine nüchterne Frau. Es waren keine Geister im Zimmer, und es war auch auf der Straße ruhig; es gab eigentlich nichts, was sie hätte so bis ins letzte erschrecken und beunruhigen müssen, wenn es nicht eine geheimnisvolle Angst war, die durch die Wände des stillen Pfarrhauses drang. Neben ihr schlief der Mann.

Ich habe den Pfarrer in seinen letzten Lebensjahren noch gekannt. Er sah nicht alt aus trotz allem, was hinter ihm lag. Es war ein großer, starkknochiger und sehr ansehnlicher Mann, besonders die Stirn unter dem steil zurückgebürsteten Haar war schön. Die Frau sah den Schläfer an, als hätte sie ihn nie gesehen. Die grade Nase, den im Schlaf gelockerten Mund, der sich sonst vor ihr hart zu schließen pflegte, die kindlich gesenkten Lider, er sah viel jünger aus als sonst, schwächer, aber auch lebenswerter, als er ihr jemals erschienen war. Sie betrachtete sein Ohr, das fleischig, aber schön geformt und anliegend war, und plötzlich wußte sie, daß sie in all den Jahren niemals wirklich zu ihm gesprochen hatte.

Er erwachte in dem Augenblick, wo sie sich über ihn beugte, und sie sah aufgeschlagen sein verwundertes Auge. Alles, was sie sprechen wollte, versank. „Wir müssen weg“, sagte sie.

Sie ließ ihm keine Zeit zu widersprechen, es war plötzlich eine jagende Angst und eine ungeheure Sicherheit in ihr. Es zeigte sich, daß sie seit Tagen das notwendigste Gepäck bereit und alle Fluchtwege überlegt hatte. Ihr Wille war so stark, daß der Mann keine Erklärung von ihr verlangte. Sie kamen auch richtig aus der Stadt. Ein Kahn brachte sie bis an die Don-Mündung, sie langten in tiefer Nacht an, es sollte ein türkisches Schiff von dort aus zu erreichen sein.

Ob nun der Schiffer wirklich die Richtung verfehlte, oder ob er aus Angst die Flüchtlinge im letzten Augenblick im Stich ließ und irreführte, wußten sie nicht. Sie irrten viele Stunden in weißen Nebeln im Morgengrauen über das gelbgraue Wasser. Der Pfarrer, der mit auf der Ruderbank saß, ermattete, die Frau schob ihn schweigend zur Seite und nahm seinen Platz und sein Ruder. Sie stieß den schweren Balken durch das widerstrebende, wie zähe Wasser, es gab kein Ende und kein Ziel. Als der Schiffer umkehren wollte, wehrte sie sich und ruderte verbissen noch eine Weile. Dann wandte sie sich einmal um und sah ihren

Mann; er saß ein wenig zusammengesunken auf dem Boden des Kahns, sein Gesicht war grau und unbewegt. Vielleicht wollte er gar nicht gerettet sein.

Sie kehrten um.

Sie brachen zum zweitenmal auf, sie mußten den Landweg nehmen, irrten, mit dem wenigen Gepäck belastet, über endlose Straßen. Die Reise dauerte fast acht Wochen, und in dieser ganzen Zeit sprachen sie kaum ein Wort miteinander. Der Mann schien von einer ungeheuren Müdigkeit erfaßt und willenlos gemacht, während die Kräfte der Frau ins Uebermenschliche wuchsen. Sie fand Weg und Versteck, fand Nahrung und Erleichterung, überlistete zweimal Verfolger und überwachende Soldaten. Sie erfuhr, daß sie die letzten waren, die ihren Ort unangetastet verlassen hatten, und verschwieg es dem Mann. Sie zögerte auf dieser Flucht nur ein einziges Mal: als sie hörte, daß ihnen der Weg nach Rumänien oder Polen abgeschnitten war, und sie mit ihren Hilfsmitteln, falschen Pässen und erlogenen Empfehlungen einer fremden Gesandtschaft, nur nach Norden zu Aussicht auf eine Grenzüberschreitung hatten.

Auf dem Bahnhof in Moskau wurden sie aus dem Zug geholt, mit anderen ins Gefängnis gesetzt, durchsucht, befragt. Einmal wurde der Pfarrer abgeführt, und die Frau mit Gewalt von ihm getrennt. Es war der einzige Augenblick, wo sie zusammenbrach. Aber er kam zurück, und sie setzten die Reise fort.

Endlich waren sie über die Grenze.

Sie hatten seit Wochen keine Ruhe gehabt. Nun saßen sie in einem Gasthaus, einer jämmerlichen Kneipe, aber in Sicherheit. Vor ihnen auf dem rissigen Holztisch stand Dünnbier, Suppe und Brot, dahinter an der Wand hing ein Spiegel. Vor diesem Spiegel hatte der Pfarrer vorhin, nachdem er sich gewaschen, den lang gewachsenen Bart rasiert. Er sah elend und erschöpft aus, aber sonst schon wieder wie früher. Die Frau sah ihn an und sich selbst daneben in dem trüben Glas: welk, farblos, abgerissen und gealtert.

Vor einer kleinen Weile, als sie die Hand nach dem Brot ausstreckte, war sie sehr glücklich gewesen. Es trennte sie nur noch eine Tagesreise von der alten Heimat, wo ihnen Ruhe gegönnt war, wo ihre Tochter wohnte — wo Marlene war, ihre Schwester.

In diesem Augenblick wurde ihnen klar, was sie beide die ganze Zeit einander zugeschwiegen hatten. Ja, er wollte nach Hause, ins Eibencronsche Försterhaus, zu der Marlene von damals. Hatten sie nicht in langen, furchtbaren Wochen den gleichen Weg zurückgelegt, den zwanzig Jahre vorher Marliese voll Liebe und bräutlicher Erwartung gefahren war?

Das Merkwürdige war, daß er es nicht sagen konnte; er setzte an, dann zuckte er die Schultern und schwieg. Merkwürdiger noch, auch die Frau sprach nicht aus, was sie mit ihrem ganzen Wesen dachte: daß sie zwanzig Jahre um diesen Mann gekämpft und daß sie ihn jetzt gerettet hatte, damit er endlich ihr gehörte, ihr allein!

Aber sie fuhren nicht nach Dorpat, sondern nach Deutschland.

Sie haben also dann diese ganzen Jahre in dem kleinen Fischerdorf an der Ostsee gelebt, und natürlich nie soviel Geld gehabt, um nach Hause zu fahren. Nun ist der Pfarrer tot.

Stampfend und von den grauen Wellen gestoßen, nähert sich das kleine Schiff, wird etwas größer, schleift knirschend Balken um Balken an der Landungsbrücke entlang, daß sie zittert, die Matrosen werfen die Taue um die Pflöcke und machen fest. Dann kommt zwischen den gepäckschleppenden Leuten eine alte Frau über die Laufplanke.

Ich stehe etwas abseits und sehe sie genau. Sie ist mittelgroß, mager, mit abfallenden Schultern, sie hat ein zartes, kummergefaltetes Gesicht, braune Augen öffnen sich schwer unter breiten Lidern. Die Pastorin greift nach ihrer Handtasche, dadurch verzögert sich die Begrüßung. Plötzlich, entschlossen streckt die Jüngere die Hand aus und hält sie ihr entgegen.



Anmut
Drei Studien von Yva

4a

65



Im Glanz der Vergangenheit: Ruine eines altbabylonischen Stufenturms.

Babylon war in den drei Jahrtausenden v. Chr. ein weltbeherrschendes Reich und die Stätte einer großen und glänzenden Kultur. Hier herrschte unter vielen andern großen Königen Nebukadnezar, dessen Macht von der Grenze Persiens bis Ägypten reichte. Viele besiegte und unterjochte Völker dienten Babylon als Sklaven, als Krieger und Bauern, als Künstler und Forscher. — In der Bauart glich auch der Turm von Babylon diesem Stufenturm.

Im
Glanze der Vergangenheit

Stätten, denen die Menschheitserinnerung nachträumt.

Die Forscherlust allein ist es nicht, die den Menschen treibt, in der ewig sich erneuernden Landschaft die Spur des Gewesenen zu suchen. Er läßt

es sich an den Bergen und Tälern rundum und dem Himmel darüber nicht genügen, sein Herz verlangt nach mehr, nach einem tieferen Sinn, einer Be-



Die Straße der asiatischen Eroberer: das große Buddha-Bild bei Bamian in Afghanistan. Diese Straße, an der heute noch das in den Felsen gehauene Kolossalbild Buddhas steht, gingen die Heerscharen Alexanders des Großen, als er von Mazedonien durch Asien zog, um Indien zu erobern. In der entgegengesetzten Richtung führten die Eroberer Dschingis Khan und Tamerlan ihre mongolischen Scharen nach Europa.

ziehung zwischen all dieser sprachlosen Natur und den Alvordern, die schicksalformend durch sie geschritten sind. Wie den einzelnen, der im Leben etwas erreicht hat, die Sehnsucht des Tages zu dem Garten der Kindheit zieht, so sucht die Menschheit, deren Heimat die ganze Erde ist, mit Leidenschaft die Stätten frühen Lebens auf. Auf den Trümmerfeldern



Im Mittelpunkt der Antike.

Das Junkerflugzeug D 2000 überfliegt Athen, die berühmteste Kulturstätte des klassischen Altertums.



Pal. Mauritius

An diesem Gestade landete Kolumbus.

So sah Kolumbus Amerika, als er am 12. Oktober 1492 die Bahama-Insel Guanahani, heute Watlings-Insel, betrat.

des Landes zwischen Euphrat und Tigris errichten Verliebte der alten Steine aufs neue allen Glanz Assyriens und Babyloniens, aus dem Schutt Aegyptens, Kretas, Mykenes heben sie die Weltreiche der Vergangenheit. Es ist, von

Spanien bis Indien, dieselbe alte Erde, über die Sardanapal und Nebukadnezar, Kyros und Alexander, Attila und Tamerlan ihre Heerschaaren führten, noch wachsen auf ihr die gleichen Bäume — wenn man die Augen gut aufmacht, und,

noch besser, wenn man sie zumacht, steht man an Ecken und Enden mittendrin in den Kindheitstagen der Geschichte. Ein Entschluß und ein Reisebillet — man besteigt einen höchst gegenwärtigen Schnellzug und fährt in zwei oder drei Tagen ebenso viele Jahrtausende zurück; vom Bahnhof führt der Weg hinauf zur Akropolis des Perikles oder quer über die Katalaunischen Felder. Die Flüsse,

die sich vordem durchs Land wanden, Grenzen für die Genügsamen, Lockungen für Eroberernaturen, sie zu überschreiten: der Halys, der Rubikon, sie fließen noch immer, und jeder Heutige kann von ihren Ufern den Weg zu Krösus und Caesar suchen. Wenn er mag, kann der Wanderer die Steine der Via Appia treten, im Blickfeld die Gefilde der Campagna, im Ohr den ewigen Klang: „Quo vadis, Domine?“



Die schönste und berühmteste Straße des klassischen Altertums: die römische Via Appia. Jahrhundertlang war diese Straße, die im Jahre 312 vor Christo von dem Zensor Appian Claudius angelegt wurde, die Heerstraße des weltbeherrschenden Rom. Ihre vorzügliche Bauart widerstand den Jahrtausenden.

Phot. Anderson



Phot. Hüllman

Das berühmte Einfallstor nach Italien: Die Paßhöhe vom Großen St. Bernhard mit dem kleinen Paßsee.

Hier führte Hannibal seine punischen Krieger von Spanien her über die Alpen nach der Po-Ebene, um den Römern unvermutet in den Rücken zu fallen und das römische Weltreich zu stürzen. Napoleon überschritt nach mehr als 2000 Jahren im Mai 1800 zu Beginn seines italienischen Feldzuges diesen Paß. Bis ins Mittelalter war er der wichtigste Alpenübergang für alle nördlichen Italien-Reisenden.



Phot. Topographisches Archiv

Hier wurde vor 250 Jahren das Abendland vor den Türken gerettet. Der Kahlenberg und der Leopoldsberg an der Donau bei Wien. Im September 1683 schlugen hier die unter dem Oberbefehl des Königs von Polen und des Herzogs von Lothringen stehenden christlichen Heere die Armee des türkischen Feldherrn Kara Mustafa, die zwei Monate lang das von dem Grafen Starhemberg verteidigte Wien belagert hatte, und zwangen sie zum Rückzug. Der geschlagene Kara Mustafa erhielt auf dem Rückmarsch vom Sultan die seidene Schour zugeschickt, eine Aufforderung, seinem Leben ein Ende zu machen.

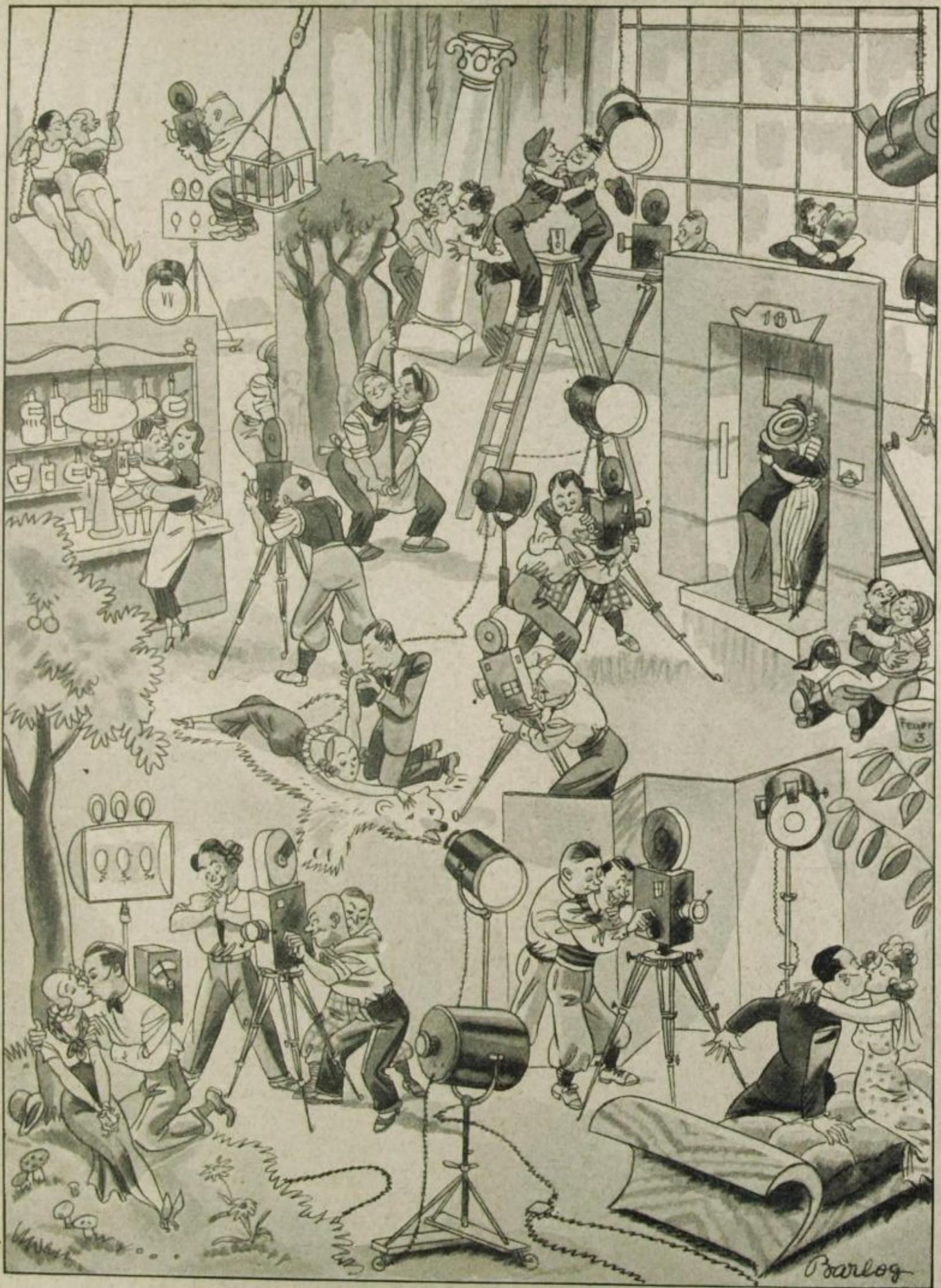
So viel Liebe gibt es gar nicht

Ein Rückblick auf die Filme der letzten Zeit

oder

Wie einfallsreich die Filmindustrie ist

Liebeslied	Liebes-Karneval	Liebes-Kleeblatt
Wenn die Liebe Mode macht	Der Liebes-Expresß	Flucht vor der Liebe
Wer andern keine Liebe gönnt	Die Liebesfalle	Gefahren der Liebe
Unmögliche Liebe	Die Liebesfiliale	Die große Liebe
Husarenliebe	Liebes-Kommando	Herrin der Liebe
Mutterliebe	Liebesleben der schönen Helena	Ja, treu ist die Soldatenliebe
Ich will dich Liebe lehren	Liebeslüge	Jahrmarkt der Liebe
Ich liebe dich	Liebes-Parade	Kummelplatz der Liebe
Verkaufte Liebe	Liebes-Perlen	Ich bin ja so verliebt
Liebe auf den ersten Ton	Liebeswalzer	Kampfhähne der Liebe
Fanfaren der Liebe	Die Frau, die jeder liebt	In Wien hab ich einmal ein Mädcl geliebt
Liebe muß verstanden sein	Der Mann, der nicht liebt	Gaunerliebchen
Liebelei	Marter der Liebe	Kaiserliebchen
Moral und Liebe	Melodie der Liebe	Liebe auf Befehl
Die Nacht der großen Liebe	Komödie der Liebe	Die Liebe der Brüder Rott
Liebe unmodern	Mitternachtsliebe	Liebe und Champagner
Ein bißchen Liebe für dich	Der Narr seiner Liebe	Liebe im Kuhstall
Dich hab ich geliebt	Nie wieder Liebe	Liebe im Ring
Drei Tage Liebe	Das Recht auf Liebe	Liebe im Schnee
Duell der Liebe	Rund um die Liebe	Liebe in Uniform
Eines starken Mannes Liebe	Der Liebesarzt	
	Gelegenheit macht Liebe	



Wenn die Filmschaffenden sich nach den Titeln ihrer Filme benehmen wollten . . .
 Zeichnung von Barlog



Antenne Mensch

Zehn merkwürdige und rätselhafte
Wissenschaft nicht

Aus den Einsendungen zu unserm Preis

Unser Preisauschreiben „Genau wie im Roman“, in dem wir unsere Leser aufforderten, uns selbsterlebte merkwürdige Geschichten zu berichten, brachte uns eine größere Anzahl von Beiträgen, in denen von seltsamen und rätselhaften Erlebnissen erzählt wird, die vernunftmäßig nicht zu

Die Prophezeiung der Zigeunerin

Im Auto. Auf der Rückfahrt hatten wir uns verfahren und hielten auf der Landstraße an, um eine Frau nach der Richtung zu fragen. Allem Anschein nach hatten wir es mit einer Zigeunerin zu tun. Nachdem sie uns Auskunft erteilt hatte, überschüttete sie uns mit einem Wortschwall und verlangte, von uns im Auto mitgenommen zu werden, um so schnell wie möglich nach L. zu gelangen. Wenn wir sie nicht mitnehmen wollten, würden wir mit einer Leiche im Wagen in L. einfahren. Da die Frau aufdringlich und lästig wurde, fuhren wir weiter, ohne sie mitzunehmen. Wir machten uns auch unterwegs über die Prophezeiung lustig. Nach kurzer Fahrt wurden wir in dem Dorfe S. bei L. durch eine Menschenansammlung aufgehalten. Ein Kind war eben von einem Motorrad überfahren worden. Wir werden gebeten, das verletzte Kind und seinen

Geschehnisse, die Vernunft und
erklären können

ausschreiben „Genau wie im Roman“

erklären sind. Die Einsender haben Dinge erlebt, über deren Deutung sich selbst die Gelehrten schon von altersher den Kopf zerbrechen und für die sie eine wissenschaftliche Erklärung bisher noch nicht gefunden haben. Die seltsamsten Erlebnisse bringen wir hier unsern Lesern zur Kenntnis.

Vater so schnell wie möglich nach dem Krankenhaus in L. zu fahren. Ehe wir L. erreichten, starb jedoch das Kind, so daß wir mit einer Leiche im Wagen in L. einfuhren.

*Frau A. Schönbach,
Leipzig N. 22, Luisenstr. 4.*

Der unheimliche Anruf

Ein rauher Novembersonntag. Ich wollte von Dresden aus meinen Vetter in Pirna besuchen, und doch kam ich nicht dazu. Erst verpaßte ich den Zug, und als ich mir dann eine Karte für den nächsten Zug lösen wollte, bemerkte ich, daß ich kein Geld bei mir hatte. Also wanderte ich vom Hauptbahnhof wieder in meine Wohnung nach der Marschallstraße. Dort angelangt, warf ich mich auf meinen Diwan und begann zu lesen.

Plötzlich schrillte das Telefon. Ich sah nach der Uhr, ging an den Apparat und meldete mich, es war genau $\frac{1}{4}$ Uhr. Erst tiefes Schweigen, dann — ein qualvolles Röcheln — und ganz leise —



Zeichnung von Otto Linnhardt

... von Mensch zu Mensch geht ein geheimnisvoller Strom, eine Verständigung ohne Worte und sichtbare Zeichen ...

fesche Musik. — Sonst nichts, trotz aller Anfragen. Ich warf den Hörer auf die Gabel und legte mich wieder hin.

Da — wieder schrillte die Glocke. Ich gehe wieder hin, doch nun schon ziemlich ärgerlich, und melde mich auch dementsprechend. Aber — wieder erst tiefes Schweigen, dann ein gequältes Röcheln und ganz ferne, weit fort eine leise traurige Musik. Ich hängte ab. Dann rief ich das Hauptpostamt an und setzte einen Geldpreis aus, wenn man mir den Störenfried nennen wollte. Nach einer Stunde erfuhr ich vom Postamt, daß meine Nummer nicht angerufen worden war; man konnte eine Benutzung nicht feststellen. Ziemlich aufgeregt legte ich mich schlafen.

Am anderen Tage erfuhr ich durch ein Telegramm, daß mein Großvater am Sonntag verschieden sei. Sofort telefonierte ich nach Hause und — erfuhr, daß der Tod genau nachmittags $\frac{1}{4}$ Uhr eingetreten war.

*Eingesandt von Gerhard Bauer,
Berlin W 62, Kalkreuthstr. 17.*

Der „weiße Gott“ des Urwalds

Ich wurde vaterlos erzogen, mein Vater war „verschollen“. Eines Tages verschwand er, ich war noch ein Säugling.

25 Jahre später reiste ich als wissenschaftlicher Hilfsarbeiter mit der Expedition des Dr. M. in die tropischen Urwälder Brasiliens.

Meile um Meile legten wir mühselig zurück. Unsere indianischen Führer hatten uns von einem Stamm erzählt, der einen „weißen Gott“ verehere. Daß dieser weiße Gott sich regelmäßig in undurchdringliche Wildnis zurückzog, wenn weiße Forscher die Gegend aufsuchten — was selten genug geschah —, machte uns sein Dasein nur noch geheimnisvoller.

Wir fanden das Dorf. Mit viel Geduld und Vorsicht erfuhren wir schließlich: — der weiße Gott lag im Sterben und wurde von Dämonen gepeinigt.

„Also phantasiert der Kerl“, sagte Dr. Faerber, der zugleich unser Medikus war.

Ziemlich rücksichtslos entfernten wir einige Posten von der Krankenhütte und fanden auf einem primitiven Lager einen alten weißen Mann, der uns wütend anzickte — ich finde keinen besseren Ausdruck dafür. Bei Sinnen war er nicht mehr.

„Höchste Zeit, daß wir kamen“ — war das Ergebnis der etwas gewaltsamen Untersuchung Dr. Faerbers, der mit unserer Hilfe dem Kranken die Medizin einflößte.

Der Mann phantasierte in allen Sprachen wirr durcheinander.

„Toppi! Else, gib auf Toppi acht! Toppi!“ — rief er plötzlich in Deutsch.

Toppi? — so nannte mich in meiner Kindheit meine Mutter, wenn sie es zärtlich mit mir meinte! Else? — das war meiner Mutter Name! Wer war der Mann!?

Mir kam der Gedanke nicht, daß der, der vor mir im Fieber lag, etwa mein Vater sein könnte. Nach zwei Tagen aber hatte ich Gewißheit — ich hatte meinen Vater gefunden!

Sollte ich ihn, der bei Bewußtsein herrlich war, wieder verlieren? Der Arzt gab ihn verloren, er selbst sich auch.

Dennoch genas er — durch ein Wunder! „Nur keine Aufregung, die schmeißt den Mann um!“ — hatte mir Dr. Faerber gesagt, also durfte der Kranke noch nicht wissen, daß der Mann, der ihn pflegte, sein Sohn war.

Nach drei Monaten führte ich den weißen Gott eines wilden Indianerstammes in die Arme meiner Mutter.

Eingesandt von Ulli Andersen.

Die Erscheinung des Mönches

Als junger Maler wurde ich auf Empfehlung meines Lehrers an der Münchener Akademie zur Ausbesserung eines Altarbildes nach der Schweiz in ein Kloster gerufen. Am 7. Oktober, spät abends, kam ich an der Pforte an. Nach einer herzlichen Begrüßung durch den Prior wurde mir noch ein einfacher Abendimbiss verabreicht. Kurz darauf

wies mir der Bruder Pfortner meine Zelle an. Einer alten Gewohnheit zufolge verschloß ich ihre Tür mit dem innensteckenden Schlüssel und schob noch den schweren Riegel vor. Von der langen Reise ermüdet, verfiel ich bald in tiefen Schlaf. Etwa zwei Stunden mochte ich geschlummert haben, als mich plötzlich ein heller Schein in meiner Zelle weckte. Auf dem Betstuhl unter dem holzgeschnitzten Kruzifix kniete eine Mönchsgestalt, im Gebet versunken. Zunächst wähnte ich zu träumen. Ich rieb mir die Augen und überzeugte mich: Es war kein Traum, es war Wirklichkeit. Wie mochte der Mönch in die verschlossene Zelle gelangt sein? Der Schrecken hatte meine Glieder und meine Sprache gelähmt. Einige Minuten starrte ich wie gebannt auf die Erscheinung. Plötzlich erlosch die Helle, und die Gestalt des Mönches war verschwunden. Mit einem Satze sprang ich von der Lagerstätte zur Tür. Sie war immer noch mit dem Schlüssel versperrt und der Riegel davor. Bis zum Morgengrauen konnte ich kein Auge mehr schließen. Uebernächtigt betrat ich in aller Früh den Frühstücksraum. Der Prior, dem mein blasses Aussehen aufgefallen sein mochte, fragte mich, ob ich nicht gut geruht habe. Zögernd erzählte ich ihm das Erlebnis der Nacht. „Mein lieber junger Freund“, erwiderte er, „es gibt zwischen Himmel und Erde Dinge, von denen unsere Schulweisheit nichts weiß. Die Klosterchronik berichtet, daß vor mehr als 150 Jahren in der Nacht vom 7. auf 8. Oktober ein junger Mönch, der mit Gott und der Welt zerfallen war, sich in der Zelle, in der Sie genächtigt haben, mit dem Kuttenstrick erhängte. Sie sind während meines Priorats der dritte, dem der Mönch in der Nacht seines Todes erschienen ist.“

Eingesandt von K. Z.

Das Geschenk der Schwester

Ich hatte für einen Freund in einem unserer größten Porzellanwarengeschäfte in Hamburg ein Geschenk gekauft. Während das Fräulein mir mein

Geschenk einpackte, betrachtete ich die schönen Sachen, die in den Auslagen zur Besichtigung standen.

Da fiel mein Blick ganz zufällig auf eine kleine unscheinbare Schale aus Dresdner Porzellan. Sie war gar nichts Besonderes, eigentlich ganz unauffällig, aber der Rand wurde von einem bunten Kranz ganz zart gearbeiteter Blüten gebildet, der mein Entzücken erregte. Ich überlegte, ob ich mir das Schälchen wohl kaufen sollte. In meiner Familie war bekannt, daß ich mit besonderer Vorliebe meine Zimmer mit Kleinigkeiten ausschmückte, mit denen ich aber selten den Geschmack meiner Leute traf, und ich hörte schon in Gedanken ihr Gelächter, besonders aber das meiner Schwester, wenn ich wieder mit einer neuen Erzungenschaft nach Hause kam. Schließlich siegte auch meine angeborene Sparsamkeit; schweren Herzens verließ ich den Laden, nicht ohne noch vorher einen Blick des Bedauerns auf mein reizendes Schälchen geworfen zu haben.

Ein paar Tage später kehrte meine Schwester von einer Geschäftsreise aus Dresden zurück. „Ich habe dir etwas mitgebracht“, sagte sie. „Du kannst natürlich nicht darauf kommen, was es ist.“ — „Doch“, meinte ich (denn in mir stieg eine Ahnung auf), und beschrieb ihr ganz sicher das bewußte Schälchen.

Meine Schwester konnte nur noch ein „Woher kannst du das wissen“ stammeln und starrte mich entsetzt an. Woher ich es wußte, konnte ich selbst nicht sagen. Aber das Schälchen, an das ich wirklich seither nicht mehr gedacht hatte, stand plötzlich vor meinen Augen. Ich beschrieb es ihr, es war ohne Zweifel dasselbe, das ich ein paar Tage vorher gesehen hatte. Und zu unserem Erstaunen mußten wir dann feststellen, daß zur gleichen Stunde, wie ich in Hamburg, sie in Dresden, von denselben Zweifeln bewegt, vor dem Duplikat meines Schälchens gestanden hatte, nur mit dem Unterschied, daß sie es wirklich für mich erstanden hatte.

*Eingesandt von Carla Weiser,
Hamburg, Orchideenstieg 15.*

Engel und Teufel

Da ich leidenschaftlich gern male und zeichne, beteiligte ich mich im Jahre 1905 an einem Preisausschreiben einer großen deutschen Zeitschrift. Gefordert wurde ein Engelskopf nach lebendem Modell. Es war nicht leicht ein solches zu finden, jedoch gelang es mir nach einiger Zeit. In den Anlagen der Stadt fand ich auf einem Kinderspielplatz, was ich suchte. Die anwesende Mutter meines kleinen Freundes war leicht überredet, und nach einigen weiteren Tagen konnte ich meinen Engelskopf einsenden, nachdem ich mir zuvor eine Kopie für meine Sammlung angefertigt hatte. Groß war meine Freude, als ich einen Preis erhielt.

Jahre waren vergangen. Durch Zufall kam mir im Jahre 1931 das schon fast vergessene Bild wieder zu Gesicht. Die alte Leidenschaft veranlaßte mich, ein Gegenstück dazu zu malen. Aber war es seinerzeit schon schwierig, diesmal schien es ausgeschlossen, ein lebendes Modell zu finden. Nachdem ich wochenlang die Asyle der Obdachlosen in verschiedenen Großstädten ohne Erfolg besucht hatte, erbat ich von einem meiner Bekannten, der Direktor eines Zuchthauses war, die Erlaubnis, bei ihm nachzuforschen. Leider zunächst auch ohne Erfolg. Bei den verschiedenen Erkundigungsgängen durch den gesamten Komplex fiel mir auf, daß man mich an einer Tür geflissentlich vorüberführte, ohne zu öffnen, und der Direktor erklärte mir auf Befragen, daß es ihm sehr lieb wäre, wenn ich in den anderen Zellen fände, wonach ich suche, denn der Insasse dieser Zelle sei ein zum Tode verurteilter mehrfacher Raubmörder. Nachdem ich aber in alle anderen Zellen ohne Erfolg Einblick getan hatte, wurde mir endlich auch diese Tür unter stärkster Bewachung geöffnet. Das Bild, das sich mir bot, war erschütternd. Der leibhaftige Teufel stand mir gegenüber. Ich erbat und erhielt die Erlaubnis, ihn unter allerstärkster Bewachung zu malen. Bei der Gelegenheit forschte ich auch

nach der Herkunft und Familie meines Modells, und da erfuhr ich zu meinem größten Erstaunen, daß mein Teufelsmodell vom Jahre 1931 das Engelsmodell vom Jahre 1905 war.

*Eingesandt von Paul Schein,
Frankfurt a. M., Yorkstr. 6.*

Ein Albtraum wird zum Lebensretter

Es war im Herbst 1927. Wir fuhren mit der „Saragossa“, einem kleinen Frachtdampfer, von Spanien nach London.

Als wir im Kanal waren, kamen wir in einen dichten Nebel. Es war morgens um 8 Uhr, als ich von Wache kam und nach vorn in unsere „Foxel“ (Logis) ging. Es war derartig dick, daß man kaum von Mittschiffs die Back vorn erkennen konnte. Wir fuhren bereits seit einiger Zeit „halbe Kraft“.

Wir wohnten im Vorschiff, Backbordseite, Schlafräum und Messe für uns vier Mann Maschinenpersonal. Die Matrosen wohnten, wie üblich, auf Steuerbordseite.

Nach dem Frühstück legte ich mich in die Koje. Die Maschine lief, wie ich am Zittern des Schiffs merkte, immer noch halbe Kraft. Ein Blick aus dem Bullauge zeigte, daß es draußen eher noch dicker geworden war. Draußen heulte die Sirene in regelmäßigen Abständen, wie es die Vorschrift bei Nebel verlangt. Regelmäßig heulten die Dampfpfeifen der entgegkommenden oder gleichen Kurs steuernden Schiffe, gleichsam als Antwort, ihr langgezogenes „Tuuuut — Tuuuut“.

Bald schlief ich, ermüdet von der Wache, ein.

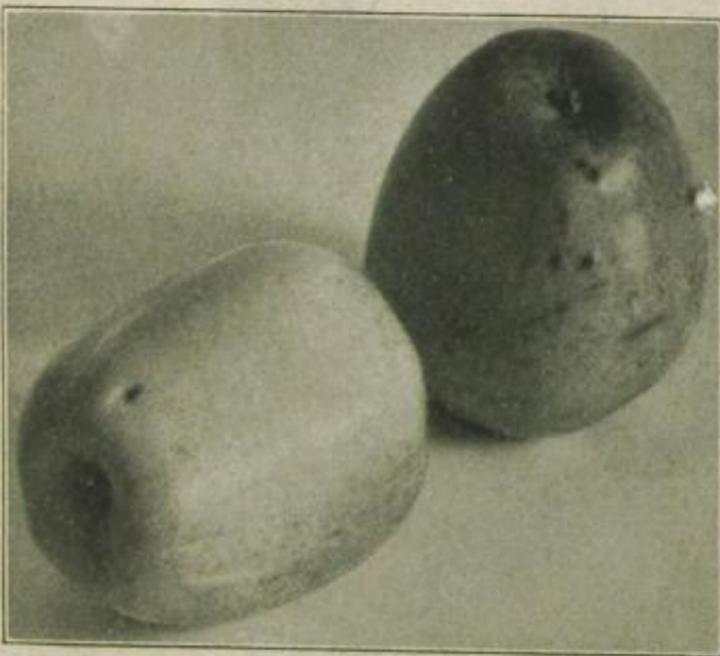
Ich hatte ungefähr zwei Stunden geschlafen, als ich plötzlich nach einem schlechten Traum erwachte. Was ich geträumt habe, wußte ich hinterher nicht mehr, aber jedenfalls erwachte ich mit dem Gefühl, in höchster Gefahr zu sein. Noch ganz benommen, sprang ich aus der Koje, mit einem Satz an die Tür, rief, wie mir mein Kamerad später erzählte, ganz laut: „Raus!“ und sauste an Deck.

Äpfel

Von

Eß-, Zank-, Adams-
und anderen Äpfeln

Der erste Apfel, von dem wir wissen, war der „Zankapfel“. Natürlich zankten sich Frauen darum. Es war der Apfel der Eris, der Göttin des Streites, die in eine Standesversammlung der Götter, zu der sie nicht zugelassen worden war, einen goldenen Apfel mit der Aufschrift: „Der Schönsten“ hineinrollte. Die Folgen waren bekanntermaßen ent-



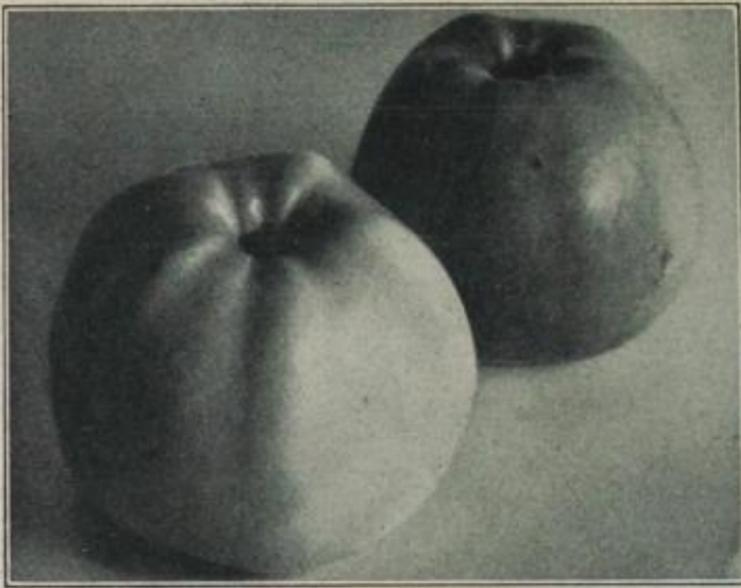
Der Apfel, mit dem Eva den Adam verführt hat, war der Hasenkopf.

Dieser Apfel war nach der Ansicht des Malers Lucas Cranach so wohlschmeckend, daß er ihn auf seinem Bilde „Eva mit dem Apfel“ der Eva in die Hand drückte. Heute noch ist er in der Heimat Cranachs ein beliebter Apfel.

5



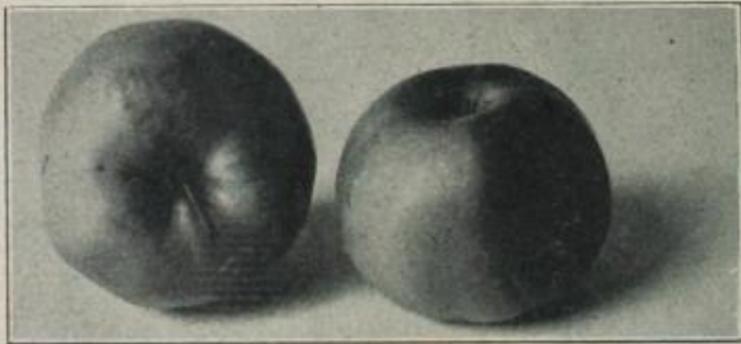
Eva mit dem deutschen Apfel. Gemälde von Lucas Cranach.



Deutsche Äpfel, die besonders wohl- schmeckend sind:

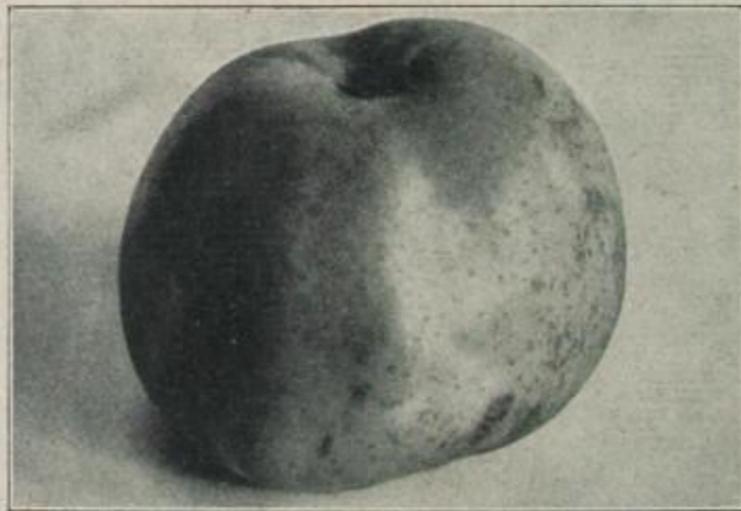
Der deutsche Calville

gedeiht nur in besonders geschützten Gegenden und gilt als der edelste deutsche Apfel; heute etwas außer Mode.

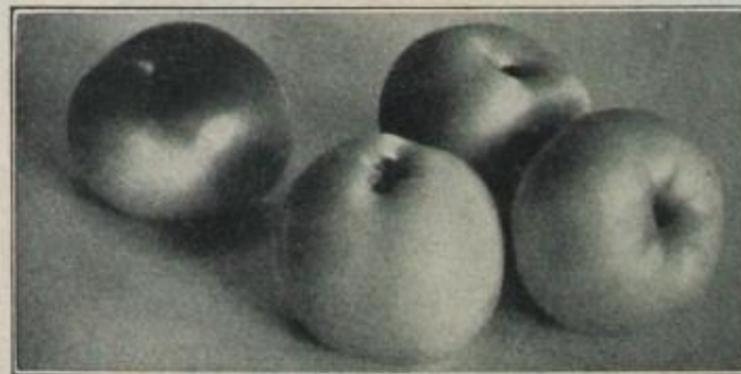


Der Ontario- Apfel.

Eine der wenigen amerikanischen Apfelsorten, die sich bei uns eingebürgert haben.

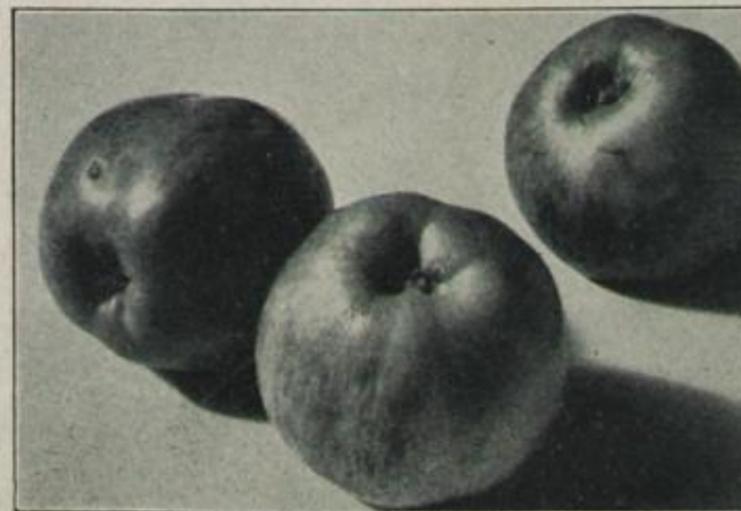


Die Reinette, heute die beliebteste Apfelsorte, besonders begehrt wegen ihres süßsauerlichen, kräftigen Geschmackes.



Der Borsdorfer Apfel,

eine Züchtung von Zisterzienser Mönchen. Zwei sächsische Dörfer mit Namen Borsdorf streiten sich noch heute um die Ehre, als seine Heimat zu gelten.



Der Gravensteiner, gebürtig in Schleswig-Holstein auf Schloß Gravenstein.

setzlich, denn Here, Pallas Athene und Aphrodite versuchten mit lockenden Versprechungen ein gerechtes Männerurteil umzubiegen. Der zum Preisrichter der Schönheitsköniginnen - Konkurrenz ernannte Paris ließ sich mit Helena bestechen — und der männermordende trojanische Krieg begann.

In der Bibel ist übrigens überhaupt nicht vom Apfel die Rede, sondern es wird nur von der Frucht des Baumes der Erkenntnis gesprochen. Daß es aber ein Apfel gewesen sein muß, ist eine so alte Ueberlieferung, daß bei allen bildlichen Dar-



Der Adamsapfel, der dem Adam im Halse stecken geblieben ist, wie der Volksmund behauptet.

HEFT 12
6. JAHRGANG
SEPTEMBER 1930
BERLIN
1 MARK

Diese Seite fehlt im verfügbaren Exemplar. Wir bemühen uns um Ergänzung.

EILENTHER, 30.

Abschied vom Sommer

HEFT 12
6. JAHRGANG
SEPTEMBER 1930
BERLIN
+
MARK

Diese Seite fehlt im verfügbaren Exemplar. Wir bemühen uns um Ergänzung.

EILENTHER, 30.

Abschied vom Sommer



Fot. Gartenschönheit

Der Urahne des deutschen Apfels, der wie eine Kirsche aussieht: der Holzapfel, der sich bis in die Steinzeit hinein nachweisen läßt. Allerdings war er nur von Walnußgröße und entsetzlich sauer. Unsere Kultursorten entstanden aus Kreuzungen europäischer und asiatischer Apfelsorten. Man schätzt die Zahl der heute in Kultur befindlichen Apfelsorten auf rund 1300.

stellungen stets der Baum als Apfelbaum dargestellt wird.

*

In Sagen und Märchen ist oft vom Apfel die Rede, sei es der vergiftete

Apfel, den Schneewittchen essen muß, sei es der Apfelbaum, den die Goldmarie und die Pechmarie schütteln müssen, sei es der Apfel, den der Prinz als eine der drei Aufgaben aus einem Zaubergarten

holen muß oder mit dem ihn die Prinzessin belohnt.

*

Im Aberglauben spielt der Apfel eine verhältnismäßig geringe Rolle — nur empfiehlt es sich in der Thomasnacht (12. 12.) die abgeschälte Schale eines Apfels über die linke Schulter zu werfen, die Schnörkel, die der Schalenstreifen bildet, sind als Initialen des Zukünftigen zu deuten.

*

Deutschlands Apfelgarten ist Württemberg, Baden und das Bodenseegebiet. Dort keltert man die Aepfel und trinkt Apfelwein statt Wasser.

*

Der Brauch, auf einen Apfel Schablonen, Schrift oder Figuren aufzukleben und so auf der Sonnenseite des Apfels Muster zu erhalten, findet sich heute noch überall in Tirol; weltberühmte

Aepfel werden auf dem Obstmarkt in Bozen feilgehalten.

*

Auch Aepfel werden unmodern. Die bevorzugten Aepfel der letzten hundert Jahre, wie Kaiser Alexander, Goldparäne, Calville machen langsam anderen Platz; statt eines weichlichen Apfels will man heute einen süßsauerlichen mit sehr festem Fleisch haben. Heute sind die begehrtesten Aepfel die Cox Orangen-Reinette und die Ananasreinette.

*

Betrüblich zu sagen, leider werden die Aepfel nicht nach Sorten, sondern nach dem Aussehen gekauft — daher der Erfolg der amerikanischen Aepfel, von denen der eine wie der andere aussieht. Wegen der klimatischen Verhältnisse können kalifornische Aepfel aber niemals das Aroma entwickeln, das deutsche Sorten besitzen.



Der Klar-Apfel

wird bei der Reife so durchsichtig, daß man die Kerne sieht, wenn man ihn gegen die Sonne hält.



Meine Großmutter als Kind

Sammlung Prof. Sienger



Aufnahme Binder

Die Schriftstellerin Annemarie Schwarzenbach

Der Schrei aus der Tiefe

Erzählung von Kurt Heuser

Almoça hieß die Insel, und wenn man spekulierte, konnte man sich allerhand Gedanken über ihren Namen machen; ein armseliges Eiland war sie, mit einem weißen Sandstrand um einen felsigen Kern, der wie ein Almosen des Schöpfers in den blauen Ozean hineingeworfen und dort an einer seichten Stelle liegengeblieben war. Aber die Menschen hatten selbst diesen unbrauchbaren Flecken aufgenommen und anscheinend gefunden, daß man doch etwas mit ihm beginnen könne; vielleicht waren die Fischgründe jenseits der Untiefen besonders reich, oder der Platz besonders geeignet für eine Kohlenstation, gleichviel, jedenfalls hatten sie die Insel besiedelt; und was es von Natur nicht dort gab, das brachten die Schiffe dorthin, und Steine und Sand, um Häuser damit zu bauen, gab es schon. Man konnte die Häuser von der Seeseite aus nicht sehen, sie lagen alle auf der andern Seite des Felsens, in seinem Schatten. Nur ein einziges großes Gebäude, ein mit Zement zusammengeleimtes und erneuertes Kastell aus alten Zeiten, zeigte den Angekommenen, daß die Insel bewohnt war.

Trotzdem es mit weißgekalkten Mauern ganz hell in der Sonne lag, machte es einen düsteren Eindruck. „Sie haben recht“, sagte der Kapitän zu den beiden Herren, „es ist ein Gefängnis.“ Und als sie sich, die zahlenden Kajütpassagiere eines kleinen Handelsdampfers, der seine Fracht auch von so abgelegenen Orten holte, wie Almoça einer war, darüber wunderten, woher es auf einer so kleinen Siedlung so viele Verbrecher geben sollte, daß das wichtigste und hervorstechendste Gebäude nicht wie anderswo die Kirche oder die Burg, sondern der Kerker war, da erfuhren sie, daß auch vom Festland alle zu längeren Gefängnisstrafen verurteilten Eingeborenen hierher überführt würden. „Ehemals“, fügte der in allen Angelegenheiten dieser Küste beschlagene Kapitän hinzu, „war es wohl ein Kloster. Sie müssen nicht gleich an die Hölle von Guyana und allen diesen Deportationsspuk denken; die Kerle, die hier sitzen, haben ihre Strafe verdient, und im übrigen werden sie gut behandelt.“

„Woher wissen Sie das?“ fragte Hostell nicht ohne Schärfe. Er war ein welt-

reisender Journalist, einer von jenen neuen Herodots, die dauernd auf der Spur von kühneren Umseglern die vollkommen entdeckte Erde noch einmal für die Abendzeitung entdecken. Machte nicht die Sucht nach dem Interessanten ihre Feder lügen, sobald sie so leicht zu schreiben beginnt, so könnte man sie gelten lassen. So aber, da sie die Wahrheit, wenn sie sie überhaupt erfahren, und die immer ohnehin schon bitter genug ist, allzu geistreich und dringend zu erzählen pflegen, werden ihre Geschichten aufgenommen wie Märchen: Man glaubt sie zwar unter Umständen, man gruselt sich, aber sie haben nicht die Kraft, eine Wirklichkeit zu verändern; die von ihnen angegriffenen Regierungen oder Behörden kümmern sich so wenig um ihre Enthüllungen, als wäre die Welt in Ordnung. Uebrigens war Hostell noch einer von den besseren Leuten: er schrieb nie etwas auf bloßes Hörensagen hin, sondern ging hin und prüfte selbst, ohne eine Schwierigkeit dabei zu scheuen. Das heißt, auf eine ernsthafte Probe war er noch nie gestellt worden, seitdem er diesen Beruf ausübte. Er glaubte freilich von sich selbst, daß er sie bestehen würde, im Falle des Falles, und er sah auch so aus, daß man ihm diesen Glauben zubilligen durfte: Nämlich wie ein Herr. Das ist nicht unwichtig. Jetzt witterte er, wenn nicht mehr, wenn nicht etwa gar ein ganzes Kapitel voller Unterdrückung der Farbigen und Kolonialgreuel, so doch mindestens einen sehr dankbaren Stoff für eine Schilderung aus dem Bagno.

Der Kapitän merkte das natürlich und zwinkerte. „Woher ich das weiß — nun, ich habe das Gefängnis mal besichtigt.“

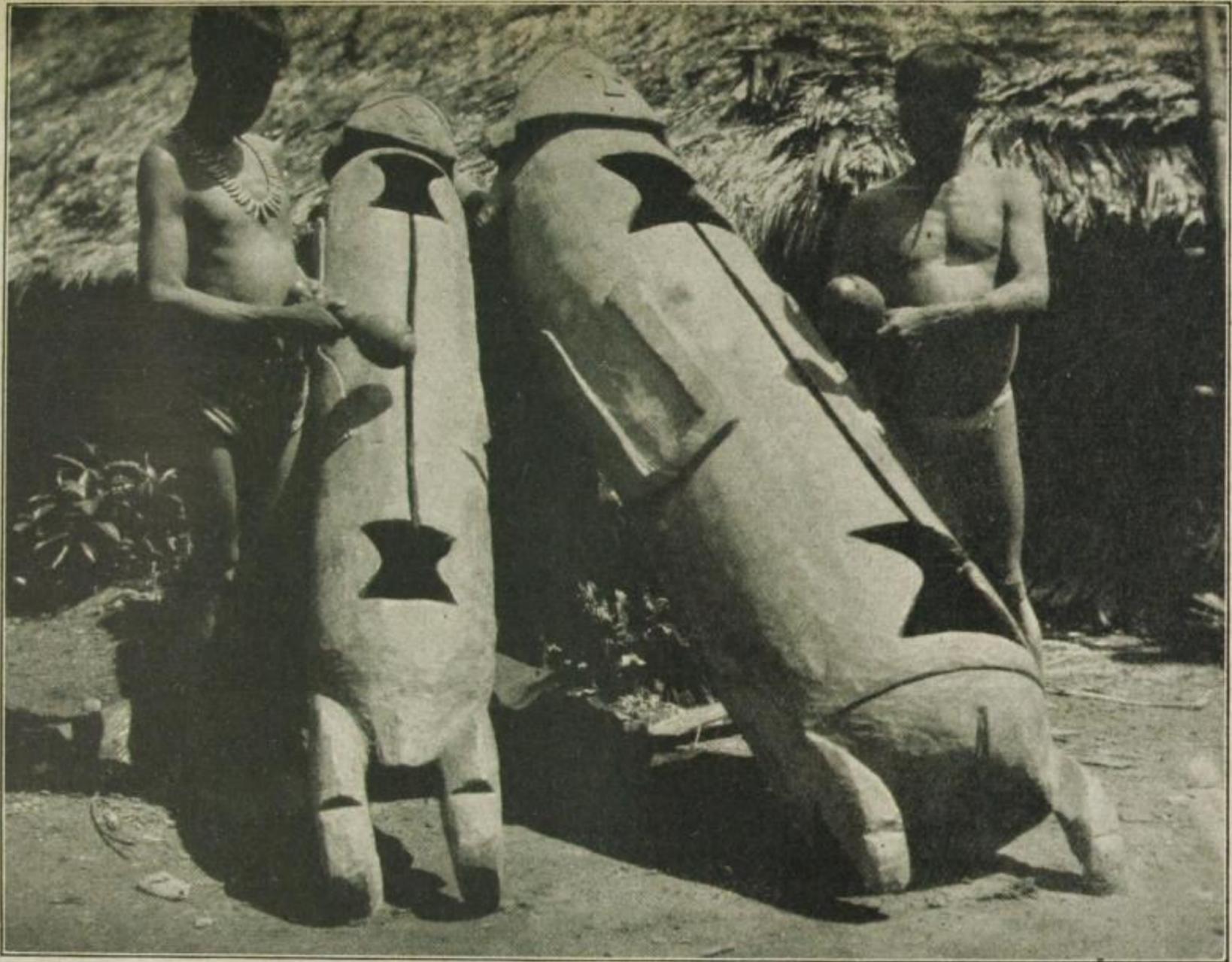
„Oh, kann man das? Sie lassen einen herein?“

„Ohne weiteres. Es scheint, daß sie sehr stolz auf dieses Institut sind. Im übrigen, ich kenne den Direktor. Der hat früher sogar mal in Deutschland gelebt, spricht ganz gut deutsch. Habe sogar irgend etwas gehört, daß er mit einer Deutschen verheiratet wäre, oder gewesen wäre, oder ich weiß nicht was.

Wir liegen zwei Tage hier, das ist sehr langweilig für Sie; wenn Sie wollen, kann ich Sie ja vorstellen. Das heißt, wenn Sie mir versprechen, keine unmöglichen Sachen über ihn oder sein Gefängnis zu schreiben, denn Ihnen kann das ja nichts schaden; Sie kommen einmal hierher und nicht wieder, aber ich noch oft, und nachher kann ich es dann ausbaden.“ — Klar, daß sich Hostell hierüber ärgerte. Er erkannte in den Reden des Kapitäns das Mißtrauen des Tammenschen gegen die Schreibung überhaupt, und das einzige, worüber er noch nicht nachgedacht hatte, war darüber, daß dieses Mißtrauen seine Gründe und seine Berechtigung hat.

„Und sonstige Sehenswürdigkeiten gibt es wohl keine“, mischte sich nun der andere Herr in die Unterhaltung, die etwas anzüglich und scharf zu werden drohte. Wahrscheinlich tat er es wirklich nur aus Liebenswürdigkeit, denn im bisherigen Verlauf der Reise hatte er einen großen Mangel an Neugierde gezeigt, und zwar sowohl, was Sehenswürdigkeiten, als auch, was seinen Reisegefährten betraf, den einzigen Menschen bisher, an dem er sie hätte erproben können. Ohne schweigsam zu sein, schien er nur ungern überflüssige Worte zu sprechen. Das Reden um seiner selbst willen machte ihm offenbar nicht die geringste Freude, und wenn er den Mund öffnete, so geschah es wahrhaftig nur, um eine Mitteilung zu machen, die dann auch stets, wie man so sagt, Hand und Fuß hatte, und die nie etwas über ihn selbst verriet, so daß Hostell in sechs Wochen von jenem noch nicht mehr herausbekommen hatte als seinen Namen, Branka, und selbst dieser mochte nur vorübergehend und für die Dauer dieser Fahrt angenommen sein. Natürlich achtete Hostell das Inkognito seines Reisegegners und unternahm keine unnützen Versuche, ihn auszukundschaften; er schloß ihn gleichsam aus dem Kreis seiner Beobachtungen aus, und so kam es, daß sich die beiden Herren eigentlich ganz ausgezeichnet vertrugen.

So beschlossen sie denn auch, ihren



Fot. Mauritius

Telegrafie im Urwald

Wie die Trommelsprache der Neger aussieht

Negerstämme verständigen sich, auch wenn sie sehr entfernt wohnen, untereinander durch Trommelsignale. Lange konnte man sich nicht erklären, wie es möglich war, daß sich die Farbigen durch bloße Verschiebung von Rhythmus und Klang, durch Pausen, durch Synkopen die verschiedenartigsten Nachrichten zukommen lassen konnten.

Jetzt haben, wie die Zeitschrift „Asia“ berichtet, zwei Gelehrte im Kongo phonetische Studien getrieben und sind dabei der Trommelsprache der Baluba-Neger auf die Spur gekommen.

Das große O bedeutet „laute Stimme“, das kleine „leise Stimme“. Die beiden Seiten der Trommel heißen bei den Negern: laute Stimme — leise Stimme.

Wenn es Krieg gibt:

- ○ ○ ○ ○ — *Bana balume* — Die Männer
- ○ ○ ○ ○ — *Buala bua mwita* — unsere Feinde zu töten
- ○ ○ ○ ○ — *Kasanga tshiku* — kommt zusammen
- ○ ○ ○ ○ — *Kayi muntu ashale* — laßt keinen zu Hause!

Wenn ein Gelage stattfindet:

- ○ ○ ○ ○ ○ ○ — *Malwa kasanghise nyeta* — Met macht den Körper neu
- ○ ○ ○ ○ — *Nuanga nuanga* — trinkt, trinkt
- ○ ○ ○ ○ — *Buala bua nzala* — um den Hunger zu stillen

Wenn der weiße Mann kommt

- ○ ○ ○ ○ ○ ○ ○ ○ ○ ○ — *Mulala hanji kabula ditoke* — der Mann mit der weißen Haut
- ○ ○ ○ ○ ○ ○ ○ ○ ○ ○ ○ ○ — *Ubafika ha babunki kuikalu henunu* — kommt in unser Heimatdorf
- ○ ○ ○ ○ ○ ○ ○ ○ ○ ○ — *Kasanga tshiku kasanga tshiku* — kommt zusammen — kommt zusammen!
- ○ ○ ○ ○ ○ ○ ○ ○ ○ ○ ○ ○ ○ ○ — *Itabanyi weu mfumu wenu maweja nangila* — Gehorcht eurem Führer, eurem Herrn!

Landausflug gemeinsam zu unternehmen. Sie zogen weiße Leinenanzüge an, setzten ihre Tropenhelme auf, und vergaßen auch die Spazierstöcke nicht, denn es sah ganz so aus, als würden sie einen steinigen und ziemlich steilen Pfad zu gehen haben, bevor sie die Ansiedlung erreichten. Und aus der Art, wie sie mit diesen Stöcken umgingen, hätte ein erfahrener Psychologe, wie zum Beispiel der Kapitän einer war, sehr viel über ihre Charaktere lesen können. Da er die Seelenkunde aber nicht berufsmäßig betrieb, nahm er das Ergebnis einer ganzen Reihe von Schlüssen vorweg, indem er bei sich feststellte, daß sich ein Mann im Ernstfalle wahrscheinlich eher auf Branka würde verlassen können als auf Hostell. Er sah die beiden weißgekleideten Gestalten gemächlich in eine Landschaft hineinspazieren, die so öde war wie ein englischer Sonntag-Nachmittag, von der Wildnis in ihrer Würde unangefochten; es stand, wenn man ihnen so nachblickte, nicht zu erwarten, daß den beiden Gentlemen Böses oder auch nur Aufregendes widerfahren würde; trotzdem verfolgte er mit den Augen den Weg, den er ihnen genau erklärt und gewiesen hatte, mit einer gewissen Rührung. Schließlich waren sie seine zahlenden Kajütenpassagiere. Und erst, als sie hinter einem überhängenden Felsen verschwunden waren, der einem Schaukelstuhl glich, kehrte er zu seiner Arbeit zurück und beaufsichtigte das Löschen der Ladung. Hostell und Branka schlugen unterdessen den nächsten Weg, nicht zum Gefängnis, sondern zu der ihnen empfohlenen Schenke des Griechen Eleuteros ein, denn der Satz, daß die gerade Strecke die kürzeste Verbindung zwischen zwei Punkten sei, stimmt eben nur in der Mathematik und nicht unbedingt für die vieldeutigeren Angelegenheiten des menschlichen Lebens.

Der Ort, mit seinen Straßen und Würfelhäusern aus Beton, hielt einen tiefen Mittagsschlaf. Nicht einmal die Fliegen summten, und auch der Wirt Eleuteros lag, als sie in die Kneipe eintraten, wie von der Hitze gefällt auf einem Tisch

und schnarchte. Er trug ein Netzhemd und sah in keiner Weise wie ein Nachfahr der alten Hellenen aus. Hostell schickte sich an, ihn zu wecken, aber Branka hinderte ihn daran. „Finden Sie nicht, daß der Schlaf etwas Heiliges ist?“ meinte er, indem er für sie beide Stühle zurechtrückte und sich mit großer Selbstverständlichkeit selbst Gläser holte und aus den Flaschen bediente, die hinter der Bar standen. Hostell fand das ganz und gar nicht; vielmehr fand er, daß Schlaf Zeitverschwendung sei, aber er fügte sich doch. In der Gegenwart dieses Reisegefährten mußte er schon seine Ungeduld bemeistern. Er vertrug die Stunden nicht, in denen nichts geschah. Er hatte dann das Gefühl, in einem Wartesaal dritter Klasse zu sitzen und auf den Abgang des nächsten Zuges zu warten. Am liebsten wäre er aufgesprungen und schnurstracks nach dem Kastell hinaufgelaufen, wo man ihn am Tor abgewiesen hätte, weil er keine Erlaubnis des Direktors besaß. Stattdessen mußte er nun lauwarmen Rotwein trinken und einer ausführlichen Theorie über die Segnungen des Schlafes lauschen, die Branka ihm vortrug.

„Zeitverschwendung, haben Sie gesagt. Aber verschwenden kann man doch nur ein Vermögen, dessen Größe einem bekannt ist. Oder wissen Sie vielleicht, wie groß die Summe der Zeit ist, die Ihnen zur Verfügung steht? Ich kenne die meine, schätzungsweise. Aber das ist eine Ausnahme. Man merkt es übrigens, daß Sie früher noch nie in den Tropen gelebt haben; man merkt es, verzeihen Sie, an Ihrer Ungeduld.“

„O doch“, warf Hostell ein, schon fast beleidigt; „ich war schon im Westindischen Archipel, und auf Java war ich schon, und —“

„Wie lange? Für ein paar Stunden oder meinetwegen Tage in ein paar Hafenstädten, deren Bild für ihre Länder wenig besagt. Nochmals, verzeihen Sie; ich möchte nicht im Vorteil Ihnen gegenüber erscheinen, aber ich sehe nun doch einmal, daß Sie das entscheidende Erlebnis der äquatorialen Zone, nämlich



Der Turnlehrer

Fot. Abramovici

die Zeitlosigkeit, einfach noch nicht körperlich erlebt haben. Ich sage Ihnen, die Monate, nicht einmal die Jahre spielen da eine Rolle. Sie glauben das nicht? Aber ich sage Ihnen, derjenige Europäer, für den die Jahre noch das bedeuten würden, was sie in Europa bedeuten, der würde das Leben hier nicht ertragen. Nicht wahr?“ wandte er sich dem eben eintretenden Manne zu, als sei der letzte Teil seiner Ausführungen ausschließlich für diesen und nicht für seinen Begleiter gesprochen worden. Der Mann seinerseits, mager, in einem etwas angestärkten schneeweißen Leinenanzuge, und mit einem Gesicht von einer gleichsam etwas ausgetrockneten Schönheit, lächelte verbindlich. Er zeigte dabei nicht nur sein oberes Gebiß, wie das bei den meisten Menschen ist, sondern auch die Zähne seines Unterkiefers, und da sie klein und regelmäßig waren, so sah es aus, als besitze er mehr davon als gewöhnliche Sterbliche. Ob er den Sinn des von Branka gesprochenen Satzes verstanden hatte, blieb übrigens offen. Immerhin näherte er sich und fragte: „Fremde vom Schiff?“, und als das bejaht wurde: „Ich dachte es mir. Aber das ist kein Wunder. Von den neunzig Weißen der Stadt kennt man jedes Gesicht, man kennt es bis zum Ueberdruß.“ Und er erging sich in Klagen über sein trauriges Los, in dieser Verbannung leben zu müssen, wenn er auch als Leiter des berühmtesten Strafinstituts der Kolonie eine besondere und bevorzugte Stellung genösse. „Nicht nur des berühmtesten, sondern auch humansten“, fügte er stolz hinzu.

Hostell versicherte, sie hätten schon viel von dem „einzigen wirklich menschlich verwalteten Bagno der Welt“ gehört. Er war fast verblüfft darüber, wie einfach und glatt alles ging, und als die beiden Herren eine knappe Stunde später im Begriff waren, den Steilpfad zum Fort hinaufzuklimmen, fragte er Branka, woran in aller Welt er nur sogleich erkannt habe, daß dies der richtige Mann war.

„Ich habe nur Glück gehabt, daß es gleich der erste war. Ganz Almoça ver-

sammelt sich nach Feierabend in der Kneipe des guten Eleuteros. Erinnern Sie sich nicht, daß der Kapitän uns erzählte, der Direktor spräche Deutsch, er sei sogar mit einer Deutschen verheiratet?“

„Oh, wäre es dann nicht vielleicht angebracht gewesen, sich nach ihr zu erkundigen?“

„Besser nicht. Erstens wissen wir es nicht ganz bestimmt, es ist ja nur ein Gerücht, und dann — ich habe mir abgewöhnt, nach dem Wohlergehen der Gattinnen zu fragen, solange nicht die Gatten von selbst darüber zu reden anfangen.“

„Uebrigens finde ich es merkwürdig“, meinte Hostell, „daß der Direktor nicht persönlich die Gelegenheit wahrnimmt, uns die Praxis seines Strafvollzuges vorzuführen, dessen Grundsätze er uns so packend erläutert hat.“

„Ich kann es ihm nicht übelnehmen. Der Mann sitzt den lieben langen Tag in den Arbeitsräumen dieses Gefängnisses; er steigt erst nachmittags hinunter in die Stadt, um seinen Sundowner zu nehmen, — da können Sie nicht ernstlich von ihm verlangen, sich nochmals seiner Arbeitsstätte zuzuwenden; nicht einmal, wenn so „distinguierte Fremde“ auf der Bildfläche erscheinen, wie wir. Andernfalls hätten wir morgen früh nochmals kommen müssen. Um ehrlich zu sein, habe ich ihm sogar vorgeschwindelt, daß wir wahrscheinlich schon morgen wieder in See gehen. Denn so wird uns irgendein farbiger Sergeant führen, und wir fühlen uns dabei viel freier als unter dem Mißtrauen seines Chefs. Und auch Sie werden ohne ihn Ihre Studien eindringlicher betreiben können. Ich wünsche Ihnen gute Beute für Ihre Zeitung.“

Hostell kam nicht mehr dazu, darüber nachzudenken, ob das nun eigentlich ironisch gemeint gewesen sei oder nicht, denn inzwischen waren sie im Schatten der wuchtigen Bruchsteinmauer angelangt, die ohne Hilfe von außen bestimmt niemals zu übersteigen war, und gingen sie entlang, um das Tor zu suchen. Sie fanden aber nur eine winzige Tür, im Verhältnis so niedrig wie das Flugloch



Vor dem Spiegel

eines Bienenkorbes, und diese war tatsächlich der einzige Aus- und Zugang zu dem gewaltigen Gebäudekomplex von der Größe eines mittelalterlichen Königshofes, der eben im Begriff ist, sich zu einer Stadt auszudehnen. Ja, der Vergleich — Branka gebrauchte ihn — war nicht falsch. Denn als sie nach mehrmaligem Vorzeigen des Empfehlungsschreibens sowie ihrer Pässe, und höflich, aber gründlich gemustert von vielen Paaren prüfender Wächteraugen, durch die zahlreichen Stuben der Verwaltung und den zweiten Gürtel einer inneren und mit Stacheln versehenen Mauer, vor der entschlossene Posten auf und ab patrouillierten, endlich in den eigentlichen Hof vorgedrungen waren, da erblickten sie zunächst eine Reihe von Werkstätten, in denen trotz der vorgerückten Stunde noch gearbeitet wurde. Hostell beschloß, wenn er sonst nichts fände, die Zahl der Arbeitsstunden in Erfahrung zu bringen und zu beanstanden; aber er sollte es nicht nötig haben.

Da war eine Tischlerei, in der es nach Leim und frischen Hölzern roch. Der Boden war knöchelhoch bedeckt mit gekrausten Spänen, von denen immer neue herabschneiten; und die dunkelhäutigen Burschen, welche damit beschäftigt waren, Bretter glattzuhobeln, taten es offenbar mit viel Spaß, und wenn der Meister sie nicht aufgehalten hätte, würden sie wohl so lange mit dem Werkzeug über die gemaserte Fläche gefahren sein, bis nichts mehr von ihr übriggeblieben wäre als Luft. Vor der Tür des Schuppens wurde gesagt. Ebenholz- und Mahagonistämme lagen dort bereit. Die neugierigen Besucher überlegten, auf welchem Wege sie in den Hof befördert worden sein möchten; doch nicht durch die kleine Tür? „Unterirdisch“, erklärte der Sergeant, der sie begleitete, aber das verstanden sie nicht ganz.

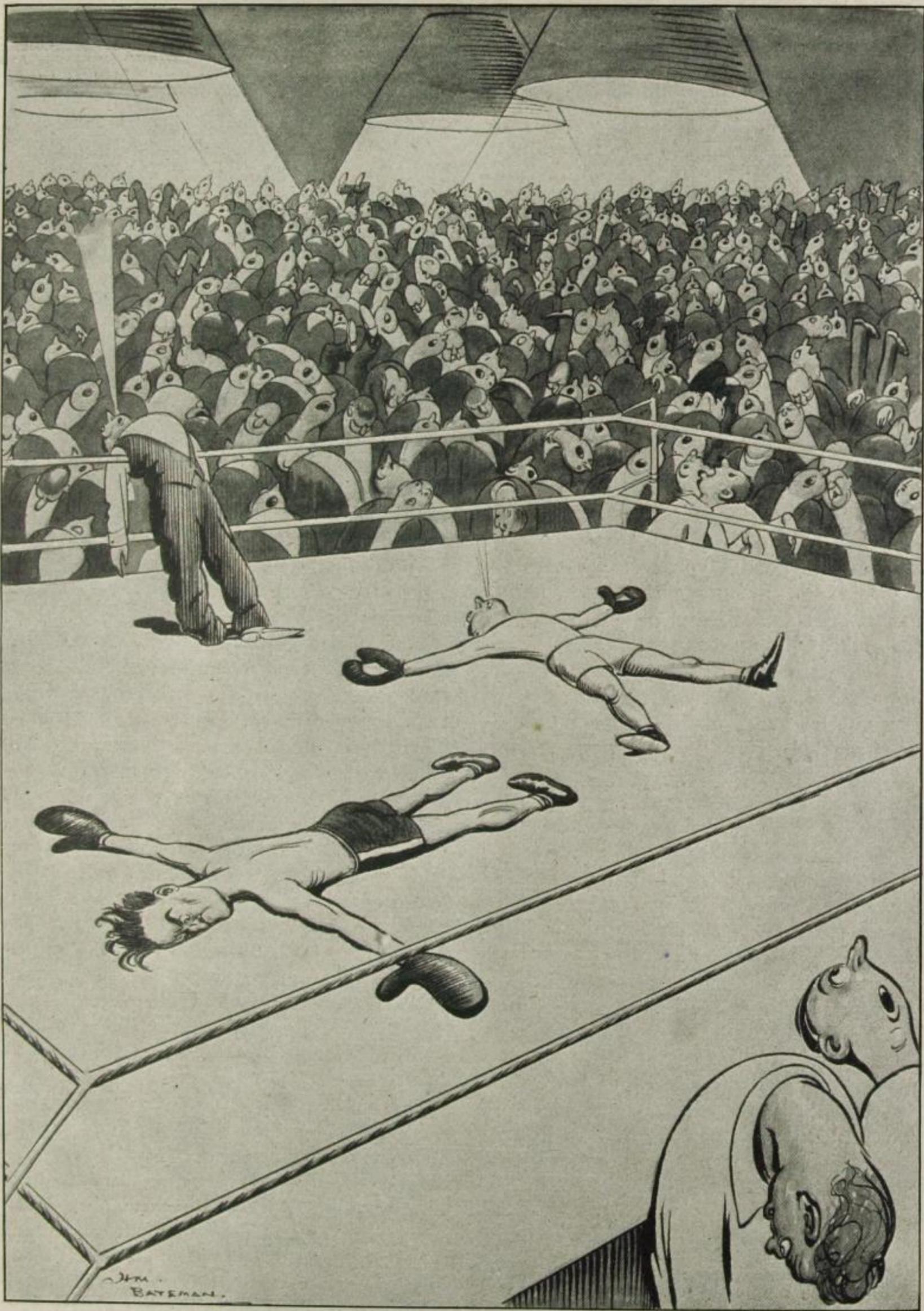
Da war eine Schmiede. Von der Flamme auf dem Kohlenfeuer angelockt, gingen sie hinein. Dort wurden Kettenglieder angefertigt. Die wegen ihrer guten Führung zu einer halben Freizeit und zu einer ganzen Tätigkeit Begnadigten

werkten da und schmiedeten ihren zu härteren Graden der Verdammnis verurteilten Genossen die Fesseln. „Ein kluges System“, bemerkte Hostell, und beehrte sogleich, den untersten Höllenkreis zu sehen.

Der Führer zögerte; offensichtlich war er sich nicht klar darüber, wie weit seine Befugnisse reichten. Ihn jetzt mit Geld zu bestechen, wäre ein großer Fehler gewesen. Branka verhinderte diesen Fehler: Er bestach mit Liebenswürdigkeit und Argumenten.

Der Sergeant, weniger überzeugt von Worten als von der überlegenen Haltung der beiden Herren, die offenbar sehr große und mächtige Herren aus dem fernen Europa waren, von dem er eine recht sagenhafte Vorstellung hatte, gab nun nach und führte sie in einen zweiten, kleineren Hof, der rings von teilweise verfallenen Bogengängen umgeben und schön schattig war und an die Trümmerstätten von antiken Theatern oder Thermen gemahnte.

Da wurde ihnen nun ein phantastischer Anblick. Die Gewölbe der Arkaden waren zugewittert und glichen geräumigen Käfigen. Aber nicht Tiere waren es, die in ihnen gefangengehalten wurden, sondern Menschen; Menschen zwar von anderer Farbe und Rasse, als wir es sind, und, die meisten jedenfalls, auch Menschen von verwildertem, verkommenem Aussehen, mit niedrigen Stirnen und mächtigen Kinnbacken, Verbrecher, Entartete eben auch unter ihrem Volke, das im allgemeinen weniger um die Unnatur des Mordes weiß als das unsere, — aber Menschen eben doch mit menschlichen Augen und menschlichen Stimmen, unseresgleichen, eingesperrt wie wilde Bestien. Sie waren es, allein, zu zweit, und in Gruppen. Es gab viele unterschiedliche Gesichter und Temperamente unter ihnen. Hockte hier einer, zurückgezogen in den äußersten Winkel seines Kerkers und brütend wie ein haariger Gorilla, so sprangen dort andere, sowie sie den fremden Besuch sahen, hurtig ans Gitter und redeten in unverständlichen Zungen aufgeregt auf sie ein.



Ein Kampf bis zur Entscheidung
Alle waren erschlagen

Zeichnung von H. M. Bateman

Hostell bedauerte sehr, ihre Klagen nicht verstehen zu können, und bat den Sergeanten, zu dolmetschen. „Sie betteln um Tabak“, brummte dieser verächtlich und trat einen, der sich allzusehr aufdrängte, roh gegen das Schienbein, worauf dieser ein Jaulen anhub, das sich rings um den Hof fortpflanzte. Plötzlich war die ganze Runde erfüllt vom Gekreisch und Geheul der Eingeschlossenen. Es klang abscheulich und gellend und rührte, wenn auch nicht ans Herz, so doch an die Nerven. „Das ist ja nicht zum Aushalten“, flüsterte Hostell und suchte nach Watte, um sich damit die Ohren zu verstopfen. Branka hingegen meinte gelassen: „Ich dachte, jetzt wird's erst interessant — für Sie.“ — „Da haben Sie recht, aber ich glaube, unser Anblick regt die Leute auf. Schreien sie nach Freiheit, oder was wollen sie?“ Er sah um sich herum verzerrte Grimassen, aufgerissene Mäuler, rote, wirbelnde Zungen. Er sah Stirnen und Glieder, die sich durch die unnachgiebigen Stäbe zu pressen suchten. Er sah dürre Hände, die sich flehend oder auch drohend nach ihm ausstreckten, als hätte er eine ungeheure Brunst in ihnen entfacht; und nur ein stumpfes altes Weib, eine Giftmischerin, kniete mit einwärtsgekehrten Füßen im Sand und versuchte, aus einer irdenen Kalebasse Wasser in ihren Rachenrinnen zu lassen. Sie hob den kürbisförmigen Topf mit ihren mageren Händen hoch, und —. Und da plötzlich schien es, als hätte er unter dem tierischen Gejammer einen vertrauten Laut vernommen, einen Laut in seiner eigenen Sprache. Er stutzte, legte den Finger an die Lippen und sagte „Still doch“ zu Branka, als wäre jener die Ursache all dieses unbehaglichen Lärms, oder als brauche jener nur ein Zeichen zu geben, daß die Brüller sogleich verstummten. „Still doch“, wiederholte er; aber der Lärm dauerte an.

„Um Gottes willen, um Gottes willen“ — genau das waren die Worte, die er gehört zu haben glaubte. Auch Branka stutzte jetzt. Da kam es wieder, über-tönt von den heiseren, tierischen Stim-

men: „Um Gottes willen, um Gottes willen.“ Auch dem Sergeanten war etwas nicht geheuer. Er versuchte, die beiden wegzuziehen. Hostell wurde bleich. „Was geht hier vor?“ — „Sie glauben auch?“ — „Es war die Stimme einer Frau.“ — „Unmöglich.“ — „Deutsch?“ — „Wo kam das her?“ — „Es klang wie aus der Erde.“ — „Da, wieder.“ Branka stellte sich breitpurig hin und schrie mit Donnerstimme, die niemand und am allerwenigsten Hostell in dem ruhigen Manne vermutet haben würde, das einzige Wort: „Kelele“. Hostell kam vorläufig nicht dazu, nach seiner Bedeutung zu fragen, die nicht mehr ist als „Lärm“ oder „Krach“. Jedenfalls wirkte es wie ein Zaubermittel. Mit einem Schlage verstummte das Geschrei. Das Gesindel verkroch sich. Der Sergeant stotterte ängstliche Redensarten. Sein Gesicht war das leibhaftige böse Gewissen; auf seiner Stirn stand Schweiß. Aber es war zu spät für ihn.

„So“, sagte Branka. „Jetzt wollen wir den Fall mal näher untersuchen.“ Und laut fragte er in die auf einmal vollkommene Stille hinein (nur das Hämmern, mit dem die Kettenglieder geschmiedet wurden, tönte fern von dem anderen Hofe herüber): „Wer hat hier vorhin deutsch geredet?“

Alles blieb zunächst totenstill. Es kam auch keine Antwort, aber dann aus Brunnentiefen ein Wimmern. Die beiden Herren nickten sich zu und durchmaßten den Hof. Das Wimmern klang bald näher, bald ferner, und nie ganz nah. Plötzlich entdeckte Hostell abseits den Rand einer Zisterne, die mit einem mächtigen Stein verschlossen war. „Ich glaube, dort war es“, sagte er.

Mit vereinten Kräften wälzten sie den Stein beiseite. Der Sergeant half ihnen nicht dabei, wie seine Pflicht wohl gewesen wäre. Mit brennenden Augen beugten sie sich über die mächtige Tiefe. Sie konnten den Grund nicht absehen. „Ob da jemand ist“, rief Hostell. Ein geisterhaft zartes Stimmchen aus dem Schacht der Zisterne gab ihm Antwort: „Um Gottes willen, retten Sie mich, ret-

ten Sie mich!“, um sich dann wieder in einem so unterirdischen Wimmern und Weinen zu verlieren, daß sie geneigt waren, an der Wirklichkeit dieses Erlebnisses zu zweifeln. Sie sahen sich um, aber hier, über der Erde, leuchtete das durchaus vertrauenswürdige Licht des Spätnachmittages. Die Schatten lagen schräg und lang und füllten drei Viertel des Hofes aus. Von der Sonne war nurmehr ein schmaler Streif geblieben. „Was weißt du davon?“ wandte sich Branka an den Sergeanten. Aber der stand da, verstockt, und zuckte nur die Achseln. In seinen Augen stand die Angst. Und aus den Höhlen und Verstecken lauerten noch viele andere Augen, die der Gefangenen. Es mußte etwas geschehen.

„Hören Sie?“ fragte Branka in den Schlund hinein. Seine Stimme schwoll, als hätte er einen Schalltrichter an seinem Munde. Für die Frau dort drunten mochte aus ihr die beruhigende Macht des Retters sprechen. — „Hören Sie gut zu und antworten Sie deutlich auf meine Fragen. Wir sind Freunde. Verlassen Sie sich auf uns.“

„Ja, ja!“

„Wer sind Sie?“

„Ich bin die Frau des Gefängnisdirektors Mureno. Ich bin eine Deutsche. Er hat mich hier eingeschlossen.“

„Warum?“

„Aus Wahnsinn, aus Eifersucht, ich weiß nicht. Er ist ein Teufel.“

„Wie lange schon?“

„Ich weiß nicht. Ich glaube, es sind schon — Jahre. Um Gottes willen, holen Sie mich hier heraus. Holen Sie mich raus, ich kann nicht mehr.“

„Verlassen Sie sich auf uns. Bis morgen nachmittag werden Sie an Bord eines Schiffes sein. Wir gehen jetzt weg. Haben Sie Geduld.“

„Wir werden alles tun, was in unseren Kräften steht“, fügte Hostell hinzu. — „Nicht weggehen“, schrie die Frau. „Nicht mich vergessen.“ — „Wir wollen keine Zeit verlieren“, sagte Branka.

Und sie verloren keine Zeit. Die unteren Gefängnisbeamten zu fragen, hätte nur eine Versäumnis bedeutet. Ohne

sich zu beraten oder sonst irgendwelche Worte zu machen, hetzten sie den Berg hinunter; jetzt waren sie keine würdigen Spaziergänger mehr. Hostell preßte von Zeit zu Zeit einen Fluch zwischen seinen Zähnen hervor. „Unerhört“, zischte er, „unglaublich.“ Eine Viertelstunde später standen sie, laut atmend von der ungewohnten Anstrengung des Laufs, vor Mureno und stellten ihn. Der zeigte seine viel zu vielen Zähne und „Aber, meine Herren“, sagte er, „das ist doch eine Wahnsinnige! Glauben Sie wirklich, ich hätte Sie unbegleitet das Gefängnis besichtigen lassen, wenn ich einen Vorwurf zu fürchten hätte? Das ist ja töricht.“

„Pfleget man hierzulande die Wahnsinnigen am Grunde von Zisternen einzusperrern?“

„Vielleicht“, antwortete der Direktor höhnisch. „Jedenfalls geht es Sie nichts an.“ Er war jetzt gefährlich, wie ein in die Enge getriebenes Raubtier. Er zeigte seine Zähne.

Uebrigens wurde diese Auseinandersetzung in lautem Tone und vor der Öffentlichkeit Almoças geführt. Sie fand in der Kneipe des Griechen Eleuteros statt, die jetzt nicht verlassen war wie vorhin. Mindestens zwanzig Europäer, Beamte, Kaufleute, Ingenieure hatten an den Tischen gesessen, trinkend, Karten spielend, schwatzend. Sie hatten zwar alle beim Beginn des Streites ihre Tätigkeit und ihre Gespräche unterbrochen, Partei aber ergriff niemand. Und nichts bewies so sehr wie das die heimliche Macht des Mannes, der grausam genug war, seine Frau gefangen zu halten, an diesem Ort. Vielleicht kannte er die Geheimnisse jedes einzelnen. An solchen abgelegenen Orten wie Almoça, der eher ein Exil ist als eine Heimat für Weiße, werden viele dunkle Geschäfte gemacht, und das schlechte Gewissen und die Angst voreinander schweißt die Menschen zusammen. So spielten sie alle die Unbeteiligten und starrten mit feigen Gesichtern vor sich hin. Auch als sich Hostell gradenwegs an sie wandte und ihnen in kurzen Worten den Sach-

verhalt mitteilte, rührte sich niemand. Es ging sie nichts an. Vielleicht wußten sie längst Bescheid, aber sie duldeten es, weil sie hier leben mußten und die Rache Murenos fürchteten. Es war keine Hilfe von ihnen zu erwarten.

„Meine Herren“, sagte der Gefängnisdirektor, „lassen Sie sich gesagt sein, daß das Gesetz auf der Seite des Gatten ist.“ Vor dem Wort „Gatten“ machte er eine kleine Pause. Alle verstanden, daß zu ergänzen war: „Des betrogenen Gatten.“ Und die Schlußfolgerung, die daraus gezogen werden sollte, lautete: In primitiven Ländern bestraft man den Ehebruch hart, jedoch gerecht.

„Nun gut“, sagte Branka, „wir werden sehen“, und damit gingen sie hinaus.

Es gab in Almoça zwar keinen deutschen Konsul, dazu war der Flecken zu gering, aber immerhin einen Konsular-Agenten, das heißt, den ortsansässigen Vertreter einer großen Firma, der gleichzeitig ehrenamtlich die Interessen seiner Landsleute wahrzunehmen beauftragt ist. Diese Einrichtung hat natürlich ihre Nachteile und reicht nur für harmlose und landläufige Vorkommnisse aus, weil ein Kaufmann ja von seiner Umwelt abhängig und nicht annähernd so frei in seinen Entschlüssen sein kann wie ein vom Staat direkt eingesetzter Sachwalter. Der hiesige, Herr Reiff, war ein anständiger und braver Mann, aber er versicherte sogleich, nichts machen zu können.

„Außerdem“, stellte er fest, der vollkommen die Rolle des Pontius Pilatus spielte, „ist die Frau durch ihre Heirat meinem Machtbereich entzogen. Sie hat die Staatsangehörigkeit ihres Mannes erworben.“

„Es handelt sich hier nicht um die Frage der Nationalität, sondern ganz einfach um die Frage der Menschlichkeit.“

„Ich kann nichts machen“, sagte der Konsular-Agent.

„Wenn Sie nichts machen können, machen Sie sich mitschuldig an einem Mord.“

„Ich glaube, Sie sehen die Sache ein

wenig einseitig“, sagte Herr Reiff und hielt sich für einen Diplomaten. „Die Frau war ja förmlich mannstoll . . . Sie betrog ihren Gatten mit jedem Kerl, der daherkam. Da hat er sich schließlich nicht anders zu helfen gewußt.“

„Ich höre daraus, wenn ich recht verstehe, daß Ihnen diese — Schweinerei also auch schon längst bekannt war?“

„Mein Gott, jedem Menschen auf Almoça ist die Angelegenheit bekannt.“

Bisher war diese letzte Unterhaltung, die in dieser Sache zwischen den Reisenden und einem Einwohner von Almoça geführt wurde, bei aller Bestimmtheit doch in einer gewissen beherrschten Ruhe verlaufen. Nun aber erhob sich Branka mit einem Ruck und trat auf den Kaufmann zu, dessen zufriedener Ausdruck einem beleidigten wich. Doch sollte er bald Gelegenheit bekommen, noch mehrere Gefühle mimisch auszudrücken, als da sind: Erstaunen, Erschrecken und Demut.

„Verehrter Herr Konsular-Agent“, begann Branka, höflich bis zur Raserei, während der Tonfall seiner Rede keine Zweifel an seiner Entschlossenheit gestattete: „Soviel ich weiß, vertreten Sie hier das Exporthaus X, und das mag Ihr Hauptberuf sein. Sie vertreten es als ein ziemlich selbständiger Angestellter, aber da Sie einmal in die Direktion nach Hamburg zu gelangen wünschen, sind Ihnen auch die weiteren Zusammenhänge und die Kapitalverflechtung bekannt, in dem Ihre Firma zur Blue-Star-Linie steht. Sie wissen auch, daß nicht Ihr Haus allein von uns abhängig ist, sondern daß unser Geld überall da arbeitet, wo die Kolonie gedeiht. Sie wissen zum Beispiel auch, daß wir die Hafenanlagen von Almoça, die sich in einem betrüblichen Zustande befanden, vor drei Jahren ausgebaut haben. Sie kennen auch unsere Stellung zur Kolonialverwaltung. Ich bin auf einer Erholungsreise und als Privatmann hierhergekommen, und es widerstrebt mir, meine persönliche Stellung in der Linie auszunutzen oder gar zu drohen. Leider sehe ich mich gezwungen, von ihr Ge-

brauch zu machen, und ich tue es ohne Gewissensbisse. Es geschieht, um ein Menschenleben zu retten, und da sind alle Mittel erlaubt. Mein Name ist übrigens Steffens, Sie haben ihn vielleicht schon nennen hören. Nein, bleiben Sie bitte sitzen. Aber hören Sie gut zu: Wie Sie es machen, das ist mir gleichgültig. Ich sage Ihnen nur folgendes: Ist die Frau nicht heute abend auf dem Schiff — oder sagen wir, bis morgen früh um acht Uhr, dann ist es mit Ihrer Karriere, Herr Reiff, jedenfalls aus. So viel glaube ich Ihnen versprechen zu können. Und übrigens würde die Angelegenheit auch für andere Herren auf Almoça recht bedeutungsvolle Folgen haben. Ich danke Ihnen.“ Und hiermit ging Branka ab, ohne sich um die Einwände des armen und sehr bestürzten Konsular-Agenten zu scheren, und zog den nicht minder verblüfften Hostell mit sich hinaus, um weiteren Erörterungen vorzubeugen.

In der Nacht kamen Fackeln den Hügel herabgewandert. Begleitet von einigen Soldaten, unter denen sich auch jener Sergeant befand, der die Fremden so fahrlässig in den zweiten Hof des Gefängnisses geführt hatte, erschien die Frau. Sie sah nicht aus, wie man sich eine leichtsinnige Ehebrecherin vorstellt; vielmehr glich sie in ihren zerrissenen Kleidern, mit fahlem Gesicht und weißem Haar, eher einem alten Weiblein, das sich in großer Not befunden hat.

Ihre Augen glänzten groß und dankbar, aber sie sprach kein Wort, und man erwartete auch keines von ihr. Sie wurde aufgenommen wie eine Schiffbrüchige, gelobt und zu Bett gebracht, wo sie sogleich in einen tiefen Schlaf verfiel, aus dem sie auch noch nicht aufgewacht war, als das Schiff dieses gastliche Gestade verließ, und selbst dann noch nicht, als der Fels mit dem mächtigen Fort auf einem Gipfel im Glast verschwunden war.

Die beiden Herren standen am Heck und nahmen, es klingt merkwürdig, mit einer Art von Wehmut Abschied von dem Bilde.

„Wie er das nur gemacht hat“, sagte Branka nachdenklich. „Er ist doch ein tüchtiger Bursche, dieser Herr Reiff. Es kann nicht so einfach gewesen sein.“

„Sie sollten dafür sorgen, daß er auf einen anderen Posten versetzt wird, Herr Steffens.“

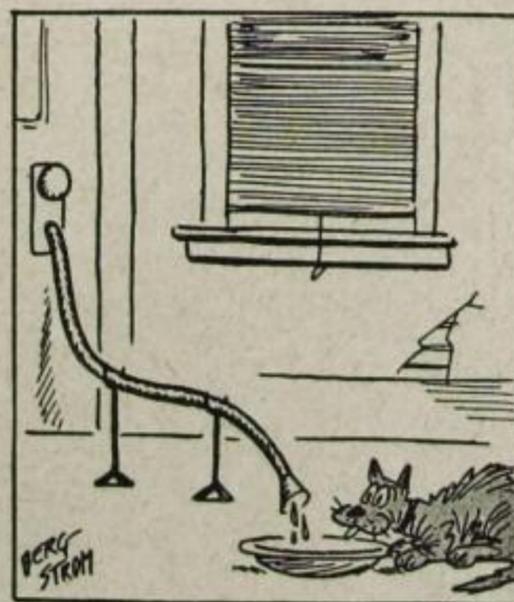
„Das steht leider nicht in meiner Macht. Nennen Sie mich übrigens ruhig so wie vorher.“

„Dann war also das Ganze nur —“

„Eine Komödie, ganz recht.“

„Und wer sind Sie denn nun eigentlich wirklich? Mir können Sie's doch ruhig sagen.“

„Ich heiße wahrhaftig Branka“, erwiderte der andere freundlich. „Und bis zum vorigen Jahre war ich Obersteward bei der Blue-Star-Linie.“



... . damit Mieze nicht zu kurz kommt, wenn wir verreist sind.“

(L i e)



Uraltes deutsches Volksrecht wird wiedergeboren. Von Cläre With / Stellen Sie sich auf den Kopf! Von Dr. H. von Grünburg / Das Horoskop. Eine Anekdote / Seitensprünge der Natur. Von A. Dreßler / Rätsellösungen aus der vorigen Nummer / Golf mit Wörtern / Ein neues Lawinenrätsel / Unser neues Kreuzworträtsel.

Uraltes deutsches Volksrecht wird wiedergeboren

Der alte deutsche „Sachsenspiegel“ als Grundlage des neuen Rechts

Von

Cläre With

Am 1. Juni 1935 trat das neue Erbgesetz in Kraft, das den deutschen Bauern fest mit seinem Boden verknüpft. Es bedeutet, daß der Bauern-Erbhof untrennbar mit der Familie verbunden bleibt und stets ungeteilt auf den „Anerben“ übergehen soll. In diesem Gesetz besinnt das deutsche Volk sich auf sein uraltes bodenständiges Recht, wie es jahrhundertlang in Gebrauch war, bis es vom römischen Recht beeinflusst wurde.

Wir besitzen ein wunderbares Denkmal dieses alten Rechtes in dem sogenannten, heute so oft angeführten „Sachsenspiegel“.

Der „Sachsenspiegel“ ist unser ältestes deutsches Rechtsbuch. Es wurde im 13. Jahrhundert von einem Laienschöffen, Eike von Repgau, in lateinischer und niederdeutscher Sprache niedergeschrieben. Es ist die Aufzeichnung des damals seit Jahrhunderten bestehenden volkstümlichen und bodenständigen Rechtes, das vorher im wesentlichen nur mündlich überliefert wurde. Obwohl die Arbeit eines Privatmannes, galt der „Sachsenspiegel“ jahrhundertlang als Grundlage der Rechtsprechung und regte viele Nachbildungen an, so z. B. den „Schwabenspiegel“, der für Süddeutschland die gleiche Bedeutung gewann wie der „Sachsenspiegel“ für Norddeutschland.

Wenn wir in diesen alten Rechtsbüchern blättern, sind wir, an Juristendeutsch gewöhnt, überwältigt von der klaren, einfachen und bildhaften Sprache, in der hier Gesetze aufgezeichnet sind. Anschaulich spiegeln sie das Rechtsgefühl des frühmittelalterlichen deutschen Menschen und zeigen die Wurzeln auf, zu denen wir jetzt, in einem neuen Bauernrecht, zurückkehren.

Wie sah nun das alte deutsche Recht aus?

Wichtige Rechtsfragen, die der „Sachsenspiegel“ zum Beispiel regelte, waren die der Ständeordnung, des bäuerlichen Erbrechtes und des Eigentums. Wir finden ferner strenge Gesetze über Ehebruch, Rassenvermischung und Sittlichkeitsvergehen. Auch versuchte der „Sachsenspiegel“, die Befugnisse von Staat und Kirche gegeneinander abzugrenzen.

Man sieht, die meisten Rechtsprobleme der alten niederdeutschen Gesetzgeber sind solche, die auch im neuen Deutschland eine große Rolle spielen.

Von der Ständeordnung: Der alte deutsche Staat war ein Ständestaat. Anfangs gab es nur die Stände der Freien und der Unfreien, später die des hohen und des niederen Adels, der



Fot. Weltrundschau

Der alte Bauer übergibt den Hof seinem Sohn.

Illustration aus der mittelhochdeutschen Handschrift „Der Sachsenspiegel“, dem ältesten deutschen Rechtsbuch, in dem das seit dem 1. Juni 1933 eingeführte Erb- und Anerbenrecht zum ersten Male schriftlich niedergelegt worden ist. In der Mitte des Bildes ist die Mutter des Erben, links, mit erhobenem Zeigefinger, der Richter zu sehen.

Bürger und der Bauern. Allmählich bildeten sich Berufsstände heraus. Jeder Stand hatte seinen bestimmten Platz im Staate, ja in ältester Zeit sogar ein bestimmtes Gericht, das für ihn allein zuständig war. Dabei galt vor allem der Grundsatz der Ebenbürtigkeit, das heißt der Richter durfte nicht niedriger geboren sein als der Angeklagte. Nur der Edeling durfte über den Edeling zu Gericht sitzen, Fürsten durften nur vom König gerichtet werden. Wichtig war dabei der Grundbesitz. Hier kommt die ganze Verbundenheit des deutschen Bauern mit seiner Scholle zum Ausdruck: Leute ohne Grund und Boden gehörten vor ein besonderes Gericht, das sogenannte Gografengericht.

Wohl kennt der „Sachsenspiegel“ Unfreie und Leibeigene, doch scheint die Vorstellung, daß Volksgenossen unfrei und leibeigen sein könnten, dem frühen deutschen Mittelalter durchaus noch

fremd und ungewohnt zu sein. Der ganze Freiheitsstolz der alten Niedersachsen spricht aus den Worten Eike von Repgaus, mit denen er sich über die damals bereits vorhandene Institution der Leibeigenschaft äußerte: „Da man zuerst Recht setzte, da war kein Dienstmann. Alle Leute waren frei, als unsere Vorfahren her zu Lande kamen. Aus meinem Verstande kann ich's nicht entnehmen, daß jemand des Anderen Eigener sein sollte, haben wir des keine Urkunde.“

Vom bäuerlichen Erbrecht: Charakteristisch für die altsächsischen Sozialverhältnisse war die große Anzahl der Kleinbauern, damals Laten genannt. Sie besaßen eine Kote (Kate?), das heißt eine Hausstelle mit Ackerland, die einer Familie ein bescheidenes Auskommen gewährte. Besser gestellt waren die „Landsassen“. Das waren Bauern, die im Besitz einer „Hufe“ waren. Eine solche alt-

sächsische Lathufe war ein Bauernhof von 30 bis 60 Morgen mit allem Zubehör. Es ist ergreifend, zu sehen, mit welcher Umsicht die alten niedersächsischen Gesetze darauf bedacht waren, den Bestand dieser Hufen durch Erbrecht zu schützen und der bäuerlichen eingesessenen Familie ihren Grund und Boden zu erhalten! Kein Wunder, daß die heutige Gesetzgebung an diese weisen alten Gesetze anknüpft! Erbe hieß und bedeutete damals nicht Eigentum, sondern Stammgut, das erbeigen war und weder verkauft noch versetzt werden durfte. Damit werden ganze Bauerngenerationen an die Scholle gebunden, mit dem Bestand des Hofes wird Gedeih und Entfaltung langer Geschlechterreihen gesichert, und es bildete sich jene eigenartige, fast biologisch-naturhafte Verbundenheit zwischen Hof und Familie, wie sie sich bis in unsere Zeit lebendig erhalten hat. Heute nun erhält diese uralte Gepflogenheit, die in manchen Bauerngegenden Deutschlands zu einem ungeschriebenen Erbganggesetz geworden war, wieder volle juristische Gesetzeskraft: Der Anerbe, meist der älteste Sohn, erbt den Hof allein und unzerteilt. Ist sein Hof in einer Stammrolle eingetragener Erbhof, ist ihm auch finanzielle Hilfe des neuen Staates gewiß, der alle Sicherungen trifft, um die alten wertvollen Erbhöfe vor privatspekulativer Ausbeutung zu schützen.

Eigentum: Derjenige, der über sein Eigentum in einem Testament zu bestimmen wünschte, mußte den Nachweis seiner vollen Kraft und Gesundheit erbringen. Zum Beweis verlangte der „Sachsenspiegel“: „Er muß begürtet mit einem Schwerte und mit einem Schilde ohne Mannes Hilfe auf ein Roß kommen!“

Eigentum wurde mit aller Härte geschützt. Diebstahl galt als äußerst schimpflich: „Wer nachts Korn stilet, der ist des Galgen schuldig.“ Auch jener, der nur das Geringste stahl, blieb zeitlebens ehr- und rechtlos, und Hehler wurden ebenso streng bestraft wie Diebe.

Streng waren die Strafen, jedoch nicht raffiniert qualvoll wie im

späteren Mittelalter, als die Inquisition die Folter ersann und zur Erpressung von Geständnissen benutzte.

Schrecklich wurde zum Beispiel das Verbrechen der Vergewaltigung gesühnt: der Verbrecher wurde enthauptet, das Haus aber, in dem die Tat geschah, wurde niedergebrannt und alle Lebewesen, die sich im Hause während dieser Untat aufhielten, getötet, Mensch und Vieh! Schlimm erging es den Heiratschwindlern jener Zeit. Wenn einer eine Jungfrau unter Eheversprechen verführte und dann verließ, geschah ihm folgendes: er wurde sechs Monate bei Wasser und Brot in den Kerker gesperrt. Dann soll der Richter ihn dem Mädchen „bieten“. Will sie ihn nehmen, wird er frei, wenn nicht, dann „soll man ihn wieder ‚in‘ tun und soll ihn ewiglich im Kerker lassen“!

Wie kam es nun, daß dies alte niederdeutsche Recht, das bei all seiner Rauheit und Härte mit seiner Bodenverbundenheit und Sittenstrenge doch dem lebendigen Rechtsgefühl des Volkes entsprach, nicht selbständig, sondern nur in Verbindung mit dem römischen Recht fortentwickelt wurde, das bereits im Verein mit dem kirchlich-kanonischen Recht zur Zeit des „Sachsenspiegels“ seinen Einfluß bemerkbar machte? Die Kultur des deutschen Mittelalters war ja keineswegs rein national bedingt, sondern stark von Rom und der Kirche geprägt, Italien ein Jahrtausend lang oft verhängnisvolles Sehnsuchtsziel. Im 14. Jahrhundert entstanden in Italien berühmte Juristen-Akademien, das Universitätsstudium kam auf, und viele junge Deutsche zogen über die Alpen und studierten römisches Recht. Allmählich setzte sich bei den deutschen Fürsten die Gewohnheit durch, ihre Hof- und Verwaltungsbeamten in Italien juristisch ausbilden zu lassen. Kein Mensch wäre auf den Gedanken gekommen, etwa eine deutsche Rechtsakademie zu schaffen! Dabei gab es zahlreiche deutsche Rechtsbücher, wie den „Sachsenspiegel“, jedoch alle bedeuteten Landrechte mit oft recht kleinen Geltungsbereichen, und es fehlte ein ein-

heitliches deutsches Reichsrecht. Da man aber politisch das Deutsche Reich für die Fortsetzung des alten römischen Reichs hielt, sah man auch im römischen Recht das eigene Reichsrecht. Als die Verwirrung und Rechtsunsicherheit gar zu groß wurde und das Bedürfnis nach Allgemeingültigkeit immer mehr wuchs, übernahm man daher das römische Recht immer mehr, und nach und nach erlosch die Gültigkeit der alten deutschen Rechtsbücher. Die Umstellung geschah nicht vom Volk aus, sondern von oben nach unten. Erst wurden die Hofgerichte umgestaltet, dann kamen die Landgerichte an die Reihe, zu allerletzt aber die Dorfgerichte. Sie hielten am zähesten und längsten am alten bodenständigen Volksrecht fest, zumal dort, wo es,

wie in Niedersachsen, in ehrwürdigen Rechtsbüchern und allgemeinverständlicher Sprache abgefaßt war. Aber schließlich verschwand auch hier das Alte, es verschwanden die freien Laienschöffen, die im niedersächsischen Volksgericht Recht gesprochen hatten, es kamen die im Ausland ausgebildeten, juristisch geschulten Berufsrichter, die — oft in einer dem Volk unverständlichen Sprache — nach unzähligen, nur ihnen bekannten Vorschriften und Gesetzen Justiz übten. Kein Wunder, daß die Bauern ihre Rechte verloren. Sie sollen sie heute wiederfinden! Grade das Bauernrecht, das sich am längsten und zähesten gehalten hatte, soll im neuen Deutschland in wichtigsten Grundzügen wieder auferstehen!

Stellen Sie sich auf den Kopf...

„... die Welt wird schöner! ...“

Wie man eine Landschaft ansehen soll

Von

Dr. H. von Grünburg

Lieber Leser — so wie Sie bisher sich keine schöne Landschaft angeguckt haben, war das natürlich ganz falsch. Ich meine, sich so einfach bequem hinstellen und dann mir nichts, dir nichts frei aus den Augen gucken, das kann ja jeder! So einfach ist das Leben doch nicht mehr, daß alles gerade so am besten sein soll, wie man es als Kind gelernt und seither bloß so aus Gewohnheit weitergetrieben hat. Zum Glück gibt es da noch die Wissenschaft, die uns später erzählt, wie knifflig doch alles ist, was uns bisher kein Nachdenken wert war. Also, um den Schrecken gleich anzubringen: jede Landschaft wirkt bunter und leuchtender, wenn man sie sich — durch die Beine anguckt! Ich möchte nicht das Los der meisten Weltverbesserer hinnehmen und ausgelacht werden und will auch nicht warten, bis der lachende Leser den ersten Versuch hinter sich hat und, zwar etwas echauf-

fiert und derangiert, aber immerhin überzeugt ist. Der noch nicht ganz beseitigte Respekt vor der Wissenschaft und einem Zitat wird den Leser wohl vorher überzeugen, daß ich ihn nicht etwa bloß durch einen Trick zu Freiübungen in der Landschaft verführen will. Die zuständige Wissenschaft ist die physiologische Optik, die Lehre vom Sehen und seinen großen Rätseln, dem Sehen der Farben, Formen und des Raumes. Hermann von Helmholtz, der Begründer dieser Wissenschaft, der größte deutsche Naturforscher des vergangenen Jahrhunderts, sagt nun in seinem großen Werk über Physiologische Optik, „daß die Farben einer Landschaft viel glänzender und bestimmter heraustreten, wenn man sie bei schiefer und umgekehrter Lage des Kopfes betrachtet als bei der gewöhnlichen aufrechten Haltung“. Wer diesen Versuch macht und außerdem etwas Übung im

Vergleichen von Farben hat, wird Helmholtz recht geben müssen: die Farben der Landschaft gewinnen Leuchtkraft und satte Tiefe, und ein häufiger Vergleich bei solchen ersten Versuchen ist der mit einem Gemälde. Eigentlich sind Frauen für diese Art der Landschaftsbetrachtung besser geübt als Männer, denen meist nur ziemlich grobe Farbenunterschiede auffallen. Aber — die verehrte Leserin muß vor einem solchen Versuch wählen zwischen dem schöneren Ausblick und dem zumindest ungewohnten Anblick, den sie bieten würde!

Die Ursache für diese Aenderung der Farben und damit des Eindrucks der Landschaft wirkt etwas roh, wie meistens die Erklärung von Seelischem durch Körperliches. Es ist ganz einfach der vermehrte Blutandrang zum Kopfe und die stärkere Durchblutung der Netzhaut, in der ja die Empfindung der Farbe erregt wird. In einer stärker durchbluteten Netzhaut kommen eben andere Empfindungen zustande als sonst, und die Steigerung der Leuchtkraft und Sättigung ist am deutlichsten an den Farben, die der Farbe des Blutes am nächsten stehen, bei Rot und Gelb. Uebrigens ist diese Erscheinung sogar im täglichen Leben schon längst bekannt, und die Sprache hat schon einen Ausdruck dafür gefunden. Wenn wir besonders zornig sind und einen roten Kopf bekommen, dann sehen wir bekanntlich „rot vor den Augen“, das heißt, alle Farben bekommen einen Stich ins Blutrote. Bei der Betrachtung der Landschaft durch die Beine hindurch hilft übrigens gewiß noch die dunkle Umrahmung des Bildes durch den Boden und die Beine und die Ausschaltung der Blendung der Augen

durch zuviel Himmels- und Sonnenlicht mit, den Eindruck zu vertiefen.

Zum Schluß und da wir nun ohnehin schon ganz ernst und wissenschaftlich geworden sind, noch etwas Seltsames über die Farbe unserer Welt. Nicht bloß der Fotograf hat eine Gelbscheibe vor dem Objektiv — auch jeder Mensch hat eine Gelbscheibe vor dem wichtigsten Teil der Netzhaut, vor der Stelle, mit der man am deutlichsten sieht und die für aufmerksames Sehen eigentlich allein benützt wird. Dieser sogenannte „Gelbe Fleck“ der Netzhaut ist aber bei verschiedenen Menschen etwas verschieden gefärbt, und dementsprechend sieht jeder Mensch auch die ganze Welt in etwas anderen Farben als sein Nachbar, und zwar je nach seiner — Haarfarbe und Augenfarbe. Bei Blondem mit hellen Augen ist nämlich der gelbe Fleck etwas grünlich, bei Menschen mit dunklen Augen etwas rötlich gefärbt, jeder hat also eine andere Gelbscheibe im Auge. Aber darum kein Streit — zum Glück kann nie ein Blonder seinem dunkeläugigen Mitmenschen klarmachen, daß ihm die Welt etwas mehr in Grün vorkommt, weil auch hier niemand mit den Augen des Mitmenschen sehen kann.

Daß die findige Industrie in jüngster Zeit sogar eine Glasart für Brillen erfunden hat, die künstlich das erreichen, was eben auf natürlichem Wege erklärt wurde, eine Steigerung der Leuchtkraft und Sättigung und damit des Eindrucks der Farben einer Landschaft, das ist schon nicht mehr zu verwundern. Wer eine solche Zauberbrille aufsetzt, kann wirklich sagen: „Die Welt wird schöner mit jedem Tag!“

Das Horoskop

Eine Anekdote

Jedesmal, wenn ich in Gesellschaft die Leute sich rumstreiten höre über Richtigkeit oder Unrichtigkeit der Horoskope, muß ich an eine Geschichte von Casanova denken, der zwar kein beson-

derer Astrologe, aber ein um so gerisenerer Menschenkenner war. Es war in Grenoble, da lernte Casanova eine Familie Morin kennen. Der Mann war Advokat. Er hatte eine Nichte, ein

Fräulein Roman, „ein sittsames, vernünftiges und aufrichtiges Mädchen“, das Casanova ausnehmend gefiel. Aber sie war so sittsam, daß Casanova nur zu bald begriff, daß er mit seinen Verführungskünsten hier nichts ausrichten würde. Bei der Unterhaltung mit der Tante, die eine brave, aber etwas einfältige Frau war, hatte er Gelegenheit, in die Papiere des schönen Fräulein Roman einen Blick zu werfen. Heimlich notierte er sich die Angaben über die Geburtsstunde und brachte dann das Gespräch auf das Horoskopstellen, erbot sich schließlich, auch den Damen das Horoskop zu stellen. Was man freudigst annahm.

Mit Hilfe einer astronomischen Zahlentabelle und eines alten Schmökers machte er die Horoskope zurecht. Der schönen Nichte verkündete er, sie werde in Paris ihr Glück machen, sie werde die Geliebte Ludwigs XV. werden, aber der König müsse sie kennenlernen, bevor sie das 18. Lebensjahr erreicht habe, sonst werde ihr Schicksal eine andere Wendung nehmen. Um seiner Prophezeiung einen Anstrich von Glaubwürdigkeit zu geben, streute er noch allerlei Begebenheiten aus dem seitherigen Leben der jungen Dame ein, Dinge, die er so gelegentlich aus Gesprächen mit der Tante aufgeschnappt hatte. Seine Idee dabei war: Da er in nächster Zeit nach Paris fahren werde, daß die junge Dame, die schon nahe an die 18 war, vielleicht mit ihm zusammen die Reise machen werde.

In einer Hinsicht hatte er sich auch nicht getäuscht. Die großartige Prophe-

zeiung fing an, die Phantasie der Tante in Bewegung zu setzen. Wie konnte man das bewerkstelligen, daß das junge Ding rechtzeitig nach Paris käme? Woher könnte man das Geld beschaffen? Da fällt der Tante ein, daß man in Paris noch eine Verwandte habe, die ein großes Haus führt. Wenn man die Nichte zu ihr schickte, das ließe sich doch ganz leicht machen, werde auch gar nicht soviel kosten.

Während das alles hin und her erwogen wird, muß Casanova plötzlich abreisen, statt nach Paris in südlicher Richtung nach Avignon und Marseille. Ueber anderen Geschäften und Abenteuern vergißt er das schöne Fräulein Roman. Aber als er nach ein paar Jahren mal nach Paris kommt, erhält er aus Versailles, vom Hof des Königs, ein Billett, in dem eine Dame ihn um seinen Besuch bittet. Welche Ueberraschung für ihn, die Dame war niemand anders als jenes Fräulein Roman, inzwischen geadelt, Geliebte des Königs von Frankreich geworden, dem sie sogar einen Sohn geboren hatte, von heißestem Dank gegen Casanova erfüllt, dessen Horoskop ihr ja den Weg zu ihrem Glück gewiesen hatte.

Woraus die Lehre zu ziehen wäre, daß ein entschiedener Wille, der auf ein vorgestecktes Ziel losgeht, auch das scheinbar Unmögliche möglich machen kann. Vielleicht auch eine zweite noch, die Casanova bei der Gelegenheit zum Ausdruck bringt: Wenn's eintrifft, war's Prophezeiung. Im anderen Fall denkt man nicht mehr daran. *P. W.*

Seitensprünge der Natur

Rosen zu Weihnachten und Kirschen im März

Von

Alwin Dreßler

Tritt einmal eine plötzliche Aenderung im normalen Ablauf der Naturgeschehen ein, so betrachtet man einen solch außergewöhnlichen Fall

meist als etwas noch nie Dagewesenes. Aber es gibt wohl kaum etwas im Leben, was sich nicht schon einmal oder auch öfter zugetragen hätte, denn auch die

Natur macht ihre Seitensprünge und gibt uns oft die größten Rätsel auf.

Von den merkwürdigsten Sommern und Wintern, die die Menschen schon oft in die größte Verlegenheit brachten und viel Schaden und Unheil anrichteten, weiß die Chronik eine ganze Reihe interessanter Fälle zu berichten:

Sehr heiße Sommer sind gewiß keine Seltenheit, aber im Jahre 1132 war die Hitze so groß, daß die Erde sich mit weiten Rissen öffnete und die Menschen beinahe verzweifelten; der Rhein versiegte, und im Elsaß trockneten Flüsse und Brunnen aus. Auch das Jahr 1152 war ein Rekordjahr der Hitze, in welchem man während der Sommermonate Eier im Sande kochen konnte. Zur Sommerzeit 1303 und 1304 gab es keine Bäche und Sümpfe mehr, und man konnte trockenen Fußes über den Rhein und die Donau marschieren. Das Jahr 1556 brachte eine größere Dürre über fast ganz Europa und bedrohte die Menschheit mit Teuerung und Hungersnot. Im Jahre 1718 regnete es von April bis Oktober nicht ein einziges Mal. Das Getreide verbrannte auf den Feldern, und in den bewässerten Gärten blühten die Fruchtbäume zum zweitenmal. Auch im Jahre 1746 regnete es mehrere Monate nicht, und die große Hitze vernichtete die ganze Ernte. Die Jahre 1748, 1760, 1764, 1767, 1778 und 1788 waren nicht minder trocken und heiß. Im Jahre 1818 mußte man wegen der großen Hitze die Theater schließen, und 1830 und 1835 waren viele Flüsse eingetrocknet. Das Jahr 1842 war so heiß und regenarm, daß man wegen Futtermangels das Vieh um jeden Preis verkaufen mußte. Auch 1893 war ein Jahr großer Dürre und Hitze.

Auch in den späteren Jahren des 19. und 20. Jahrhunderts waren die Sommer zeitweise sehr heiß und trocken. Es hat aber auch Jahre mit sehr milden Wintern gegeben, so daß man glauben konnte, die Natur habe sich geirrt. Der Winter des Jahres 1186 war fast ohne Frost, und schon im Dezember hatten Raben und andere Vögel Junge. Im

Januar blühten die Obstbäume, und im Februar zeigten die Apfelbäume schon kleine Früchte. Ende Mai erntete man schon das Getreide, und Anfang August waren die Trauben gekeltert. Die Folge dieses abnormen Winters war eine furchtbare Pest, die in Deutschland viele Menschen hinwegraffte. Nicht viel anders war es im Winter 1229, da blühten um Weihnachten schon die Veilchen. Im März 1241 gab es schon reife Kirschen, und im Winter 1287 waren die Bäume neu belaubt. Im Jahre 1538 standen in den Monaten Dezember und Januar die Gärten in voller Blüte, und zu Neujahr pflückte man Veilchen.

Auch die Jahre 1582, 1588, 1607, 1609 und 1617 waren ohne Winter. Um Weihnachten 1624 blühten die Rosen und Pflaumenbäume, 1720 fast den ganzen Winter hindurch die Kirschbäume. Weitere gelinde Winter boten die Jahre 1792, 1795 und 1796. Der Januar 1804 war so warm, daß Erlen und Haselnußstauden am Rhein in voller Blüte standen, die Insekten aus ihrem Winterschlaf erwachten und im Sonnenschein umherflogen. Das Jahr 1807 hatte gar keinen Winter, auch 1816 und 1834 war die Winterszeit so milde wie sonst das Frühjahr. In den noch warmen Wintern 1873, 1882, 1885, 1895 und 1896 trug man Sommerkleidung.

Die Statistik zeigt uns aber auch eine Reihe sehr kalter Winter, und zwar in den Jahren 1407, 1513 und 1555. Am schlimmsten trieb es der Winter 1740, wo man 75 Grad Celsius unter Null messen konnte. Diese sibirische Kälte herrschte in Berlin 16 Wochen lang, so daß den Menschen auf der Straße die Nasenlöcher zufroren und der Atem sich in eine Eissäule verwandelte. Speichel und Wassertropfen waren gefroren, bevor sie zur Erde fielen, und selbst in den geheizten Stuben war es noch sehr kalt. Das Bier in den Fässern fror am warmen Ofen, und in die Erde drang der Frost zwei Ellen tief, so daß man schließlich die Toten nicht mehr begraben konnte. Anfang Mai waren die Aecker noch vereist. Alle Gewässer froren beinahe bis

Sie enthält Creme Mouson



...das ist es, was sie vor allen anderen Seifen der Welt auszeichnet; sie kann deshalb niemals ersetzt oder nachgeahmt werden.

Edelste Oele und reinste Fette, wie sie im besten Haushalt Verwendung finden, bilden die Grundlage der Creme Mouson-Seife. Ihr hochwertiger, schneereiner Seifenkörper entwickelt einen sahnigen, wunderbaren Schaum von seidiger Konsistenz. • Während dieser üppige Schaum alle Unreinheiten beseitigt, pflegt die in ihm enthaltene Creme Mouson den Teint und wirkt lindernd auf empfindliche, leicht spröde werdende Haut.

Creme Mouson hat Tiefenwirkung!

Machen Sie die überzeugende Probe:

Verreiben Sie Fett auf der einen, Creme Mouson auf der anderen Hand. Während das gewöhnliche Fett unwirksam als glänzende Schicht auf der Haut stehen bleibt, ziehen die glanzlosen Creme Mouson-Fette in den Hautorganismus ein.

Also: Kein Fettaufstrich - sondern Hautpflege durch Tiefenwirkung.

Zur vollkommenen Hautpflege ist regelmässiges Einreiben mit Creme Mouson unerlässlich. Creme Mouson begnügt sich nicht damit, die Haut einzufetten. Die präparierten, glanzlosen Creme Mouson-Fette dringen restlos in die Hautgewebe ein, reinigend, nährend und die Haut von innen heraus glättend und verjüngend – im Gegensatz zu solchen Cremes, die auf der Hautoberfläche als glänzender Fettüberzug stehen bleiben. Creme Mouson hinterlässt kein fettiges, feuchtkaltes Gefühl.

CREME MOUSON-SEIFE

CREME MOUSON-KINDERSEIFE

J.G. MOUSON & CO. + FRANKFURT AM MAIN + GEGRÜNDET 1798

auf den Grund zu, so daß die Fische im Wasser haufenweise erstickten und steinhart wurden.

Die Folgen solcher abnormen Winter waren oft Krankheit und Not vieler Menschen sowie große Teuerung.

Antenne Mensch

Einsendungen zu unserm Preisausschreiben „Genau wie im Roman“

Fortsetzung von Seite 80

Ein leuchtender Sommermorgen kommt herauf. Unser guter „Pitter“, so nennen wir unser Auto, schnurrt behaglich vor sich hin.

Wer nun diese Straße nach Kassel kennt, wird sich gerne dieser landschaftlichen Schönheiten erinnern. Bald tauchen die Kirchtürme von Fulda in der Ferne auf. Ich will grade die Geschwindigkeit kontrollieren und sehe am Kilometerzähler 80. Da fällt mein Blick auf die neben dem Kilometerzähler befestigte Christophorus-Plakette. Sonderbar, die strahlt mich hell an. Unwillkürlich denke ich an die Inschrift dieses Medaillons, die lautet: „Sieh mein Bildnis an, und deine Wege sind behütet!“ (Der Christophorus ist bekanntlich der Schutzpatron der Motorsportler.) Wir haben nun gerade Straße. Soeben beobachte ich wieder das Steigen der Geschwindigkeit. Unheimlich nimmt das Leuchten und Glühen der Plakette zu. Kleine Flammenkreise wirbeln darüber hin, so daß das Bild fast vollkommen verschwindet. Eine noch nie empfundene Unruhe bemächtigt sich meiner, scheußliche Angst steigt in mir empor, das Herz schlägt mir Sekunden im Halse. „Stop — halt — halt!“ rufe ich, so laut ich kann. Hart tritt mein Mann die Bremse. Der Wagen

kommt ins Schwanken, der Wagen kippt, — ein harter Schlag — Splitt fliegt uns um die Ohren. Eben sehe ich noch, wie das linke Vorderrad im Getreidefeld verschwindet. Im Bruchteil einer Sekunde hat sich alles abgespielt, wir sind starr vor Schreck, dann löst sich die Spannung allmählich. Eine Sekunde, nachdem mein Mann gebremst hatte, löste sich das Vorderrad. Uns selbst ist nichts geschehen. Dank dir, heiliger Christophorus!

*Eingesandt von Margarete Krüger,
Braunschweig.*

Der rätselhafte Postillon

Vor Jahren hatte ich einen entsetzlichen Traum: Schwer verwundet, völlig hilflos lag ich unter den Trümmern eines Wagens. Da beugte sich über mich ein bärtiges Männergesicht, zwei dunkle, stehende Augen starrten mich an. Dann reichte mir die Gestalt die Rechte, an welcher der Daumen fehlte, um mich emporzuziehen. Auf's tiefste erregt erwachte ich.

Nach Wochen wurde ich durch eine Depesche an das Krankenlager meiner besten Freundin berufen. Kurz vor meiner Ankunft an der Bestimmungsstation zog ein schweres Gewitter auf. Als der

Neueste höchste Auszeichnungen für hervorragende kosmetisch-chirurgische Leistungen. { 1932: Toulouse Grand Prix avec Médaille d'or.
1933: London Grand Prix and Gold Medal.
1933: Florenz Gran Premio e Medaglia d'Oro.

BIHLMAIERS INSTITUT FÜR KOSMETISCHE CHIRURGIE

Verjüngung des Gesichts, Beseitigung jeglicher Falten, Ohren-, Lippen- und Nasenfehler, Hebung gesunkener Wangen, Brüsteberichtigung usw. schmerzlos und narbenunsichtbar — Gesichtspflege — Gesichtsgymnastik — Ärztliche Mitarbeit. — *Zahlungserleichterung.* Drucksache frei. Für Briefantwort Rückporto. Broschüre mit etwa 60 Doppelbildern gegen 50 Pfennig in Marken.

BERLIN W 15 • KURFÜRSTENDAMM 38-39
Ecke Knesebeckstraße — Sprechzeit 11-12 Uhr — Fernsprecher J 1 Bismarck 960

Zug im Bahnhof einlief, prasselte bereits schwerer Regen unter Blitz und Donner herab. Alle meine Mitreisenden stürmten auf den Postwagen zu, der zu dem etwa eine Stunde entfernten Aufenthaltsort meiner Freundin fuhr. Bereits hatte auch ich meinen Fuß auf dem Trittbrett, als ich am Bock der Postkutsche ein bärtiges Gesicht mit stehenden Augen erblickte. Wo hatte ich dieses Antlitz schon gesehen? Vergeblich suchte ich danach in meinem Gedächtnis. Es kam mir nur zum Bewußtsein, daß dieses Gesicht mit irgendeinem für mich peinlichen Ereignis zusammenhängen mußte. Einer inneren Stimme folgend, trat ich vom Trittbrett wieder zurück. Trotz des Unwetters machte ich mich zu Fuß auf den Weg. Kopfschüttelnd hatte der Postillon mein Tun beobachtet. Eine kurze Strecke darauf überholte mich der Omnibus. Wenige Augenblicke später war meine ganze Umgebung in ein grelles gelbes Licht getaucht. Ein scharfer Schwefelgeruch erfüllte die Luft. Als sich der Dunst verflüchtete, sah ich keine zehn Meter vor mir den vom Blitz zertrümmerten Postwagen. Eben erhob sich der Postillon, den der Luftdruck vom Bock zu Boden geschleudert hatte, von der Erde. Als er die Schwerverletzten unter den Trümmern hervorzog, bemerkte ich, daß an seiner rechten Hand der Daumen fehlte. Jetzt wußte ich es auch: es war die gleiche Gestalt, die mir vor Wochen in jenem schweren Traum erschienen war. Erschüttert stand ich vor einem unfaßbaren Rätsel.

*Eingesandt von Maria Zilahi,
München, Kaulbachstr. 10.*

S Sanator. Dr. Möller, Dresden-Loschwitz
Diät-, Schroth-, Fastenkuren
Gr. Erfolge durch Blutreinigung. - Brosch. fr. **M**

Sachgemäße Zahnpflege. Auf die regelmäßige Verwendung und auf die Wirksamkeit des Zahnpflegemittels kommt es an, wenn die Zähne gut in Ordnung gehalten werden sollen. Die Kolynos-Zahnpasta reinigt nicht nur die Zähne auf das gründlichste, sondern vernichtet durch ihre desinfizierende Wirkung auch alle Bakterien, die den gesunden Zähnen gefährlich werden können. Kolynos heißt Krankheitsverhüter, und wer diese bewährte Zahnpasta benutzt, weiß, daß sie diesen Namen mit Recht trägt.

Pyramidon
TABLETTEN

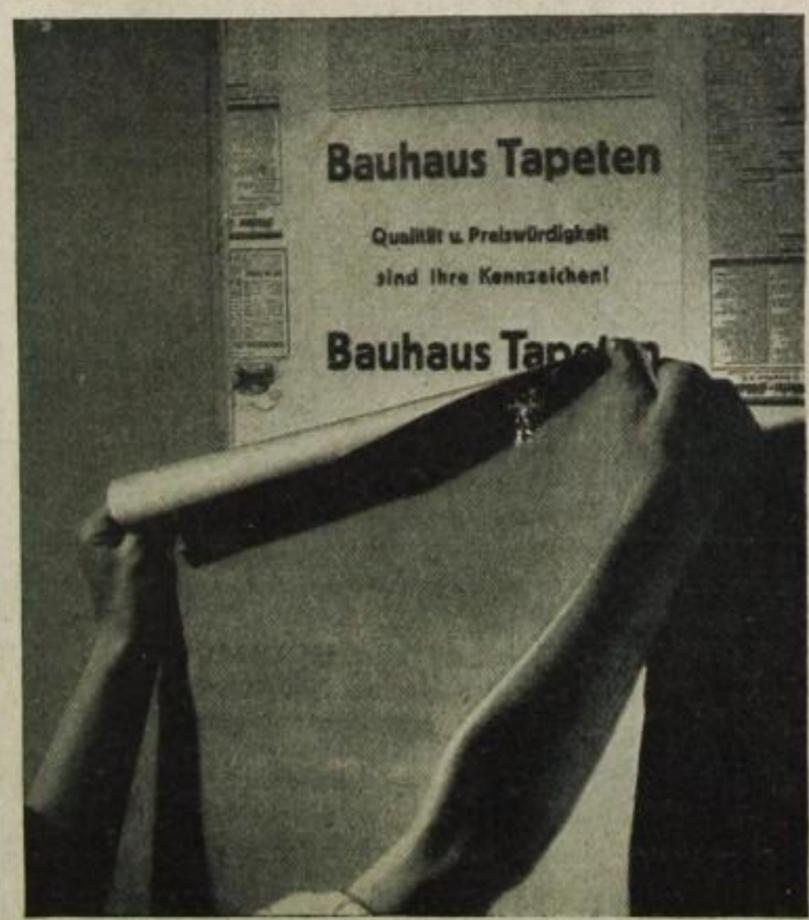
Pyramide -
Pyramidon

Gewaltig ist der Eindruck, den die Pyramiden als Bauwerke auf den Beschauer ausüben.

Pyramidon ist unerreicht wegen seiner zuverlässigen Wirkung bei

**Kopfschmerzen,
Migräne,
Unbehagen all.Art
Gelenk- u. Muskel-
Rheumatismus**

Packung
zu 20 x 0,1 g Tabl.
RM. —.93
zu 20 x 0,3 g Tabl.
RM. 1.88



DIE NEUEN BAUHAUS-TAPETEN 34
sind erschienen. Bauhaus-Tapeten sind Wegweiser des guten Geschmacks. Lassen Sie sich in der Tapetenhandlung das neue Bauhausmusterbuch 34 vorlegen. Rolle v. 0.60-1.04 RM. Nur echt mit dem Wort „Bauhaus“ am Rande jeder Rolle. Beachten Sie auch die Kollektionen „Weimar“ u. „May“. Tapetenfabrik Rasch, Bramsche

Hier können Familien Rätsel raten!

Auflösungen aus voriger Nummer

- Scharade: Gelbschnabel.
- Er und Sie-Rätsel: Grill, Grille.
- Geburtsstätten-Rätsel: Amsterdam (Spinoza), Lauffen (Hölderlin), Florenz (Machiavelli), Orel (Turgeniew), Neuruppin (Fontane), Stavenhagen (Reuter), Portland (Longfellow), Amsterdam (Mullatuli), Quedlinburg (Klopstock), Edinburg (Scott), Tübingen (Uhland) — Alfons Paquet.
- Buchstaben-Scherzbild: Übersee.
- Magische Figur: 1. Titrel, 2. Stilett, 3. Vulgata, 4. Kreatur, 5. Rettung.
- Homonym: Vorsprechen.
- Rösselsprung:
Oh, verzweifle nicht am Glücke,
Ob getäuscht auch viel und oft!
Nieder schwebt's auf goldner Brücke
Plötzlich dir und unverhofft!
Ungerührt von Klagen, Weinen,
Wie's auch lange zögern mag,
Einmal wird es doch erscheinen,
Einmal kommt der Wonnetag.
Robert Hamerling.
- Radrätsel: Pferderennen — Fußballmatch — Ruderregatta. 1. Pfefferkuchen, 2. Frauenlob, 3. Elastizität, 4. Radsattel, 5. Dieberei, 6. Engagement, 7. Rollmops, 8. Eßlöffel, 9. Normandie, 10. Notabeln, 11. Erntefest, 12. Nonchalance, 13. Arndt, 14. Tibet, 15. Tatra, 16. adlig, 17. Geige, 18. Euter, 19. Rasur, 20. Rolle, 21. Elend, 22. Donau, 23. Unter, 24. Riesa.
- Bilderrätsel: Auf zwei Rädern die Welt rollt,
Das eine ist Liebe, das andere Gold.
- Waben-Rätsel: 1. Rektor, 2. Patron, 3. Klette, 4. Hamlet, 5. Sahara, 6. Terror, 7. Marder, 8. Brasse, 9. Jordan, 10. Eduard, 11. Rubens, 12. Martha, 13. Arbeit.
- Schlangen-Rätsel: Jeder ist sich selbst der Nächste.
- Feuerleiter-Rätsel: Was gelten soll, muß wirken und muß dienen.
- Silben-Versteckrätsel: Das hohe Göttliche, es ruht in ernster Stille; mit stillem Geist will es empfunden sein.

- Königszug: Wenn so oft an Gott man dächte, als man an die Steuer denkt, wär' uns, glaub' ich, längst zu rechte Fried und Ruh von Gott geschenkt. F. v. Logau.
- Anekdote in Zahlen: Das bequeme Schilderhaus.
- Doppelpyramidenrätsel: a, ah, ahr, hera, brahe, bertha, chabert, albrecht, blutrache, baurecht, bertuch, hubert, truhe, ruth, hut, hu, u.
- Das zerlegte Sprichwort. 1. Feh, 2. Elba, 3. Unkraut, 4. Eiche, 5. Reigen. — Feuer.
- Wörter-Schmiede:

				Uhr				
	Eisen	Rost	Frei	Zeit	Zeichen	Schüler	Austausch	
Stadt	Bahn		Maurer		Utensil		Kieder	Garten
Gefängnis	Hof	Theater		Garten		Last	Wagen	Bank
	Maler	Kunst	Schatz	Haus	Klingel	Zug	Fenster	
Rekord	Meister	Werk		Diener		Tür	Kreuz	Band
Zeit	Stück		Grund		Viel		Ritter	Orden
Zeug	Haus	Besitz	Recht	Eck	Strain	Gut		
				Gläubig				

Golf mit Wörtern

Auflösungen aus voriger Nummer:

Hund	Rohr	Talg	Schleier	Rad	Nuß
Rund	Mohr	Tang	Schreier	Bad	Naß
Rune	Mohn	Fang	Schreiber	Bar	Haß
Rute	Hohn	Fant	Treiber	Bai	Hast
Rate	Horn	fast	Traber	Hai	Haft
Kate	Korn	Last	Trauer	Mai	Heft
Katze	Korb	List		Mal	Hefe
		Licht		Tal	

Neue Aufgaben

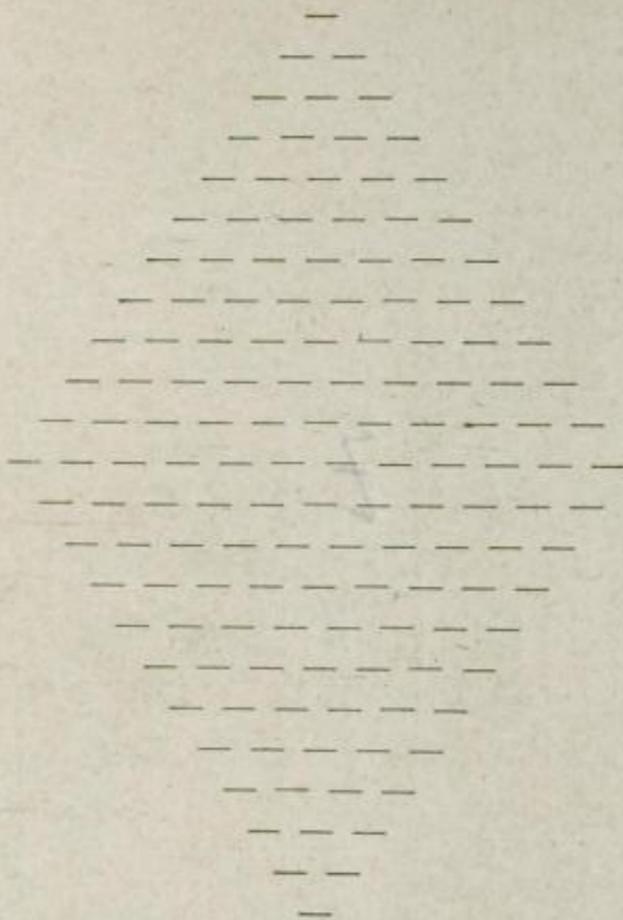
- Wie dreht der „Wind“ nach „Nord“?
 Wie wird aus dem „Lord“ ein „Earl“?
 Wie stellt man die „Bücher“ in das „Regal“?
 Wie wird aus dem „Adler“ ein „Geier“?
 Wie kommt die „Schule“ zu einer „Aula“?
 Wie wurde die „Hera“ zur „Juno“?

KURHOTEL

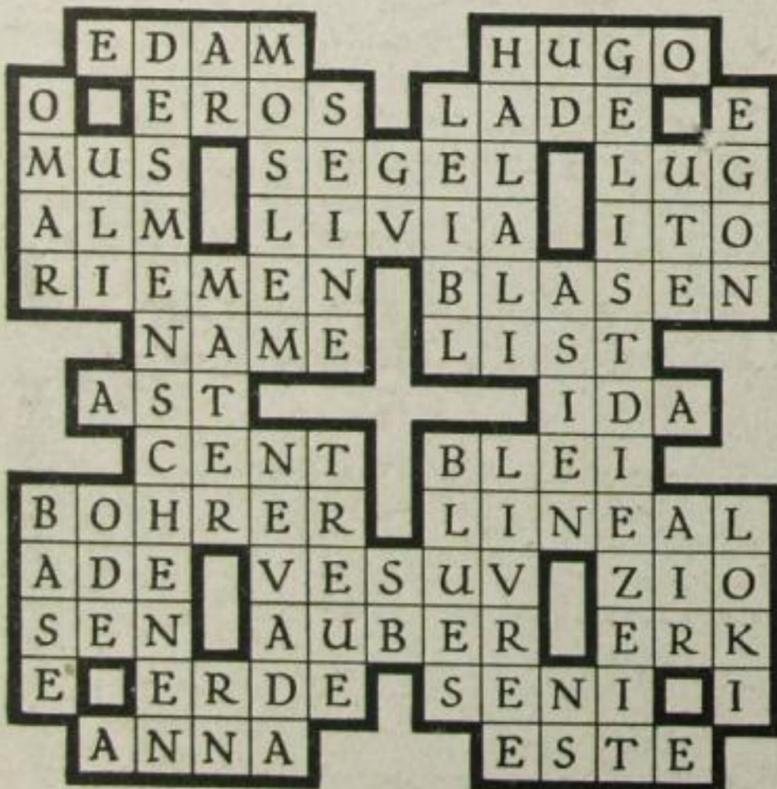
MONTE VERITA BEI ASCONA
SCHWEIZ

REDUZIERTER PREISE • PENSION AB RM 11.— • GOLF,
SONNENBÄDER, TENNIS • DIÄTKÜCHE
PROSPEKTE AUF ANFRAGE

Ein neues Lawinenrätsel



1. Hauchlaut, Reibelaut, 3. persönliches Fürwort, 4. rückbezügliches Fürwort, 5. Badeort in Österreich, 6. Fisch, 7. Nahrung, 8. geschickte Verknüpfung, 9. langwieriges Handeln, 10. Kosewort für ein junges Raubtier, 11. Freizeit, 12. wie wir Deutsche so gern sein möchten, 13. festliche Veranstaltungen, 14. trinken, 15. aufgraben, 16. reinigen, 17. Krause, 18. Epidemie, 19. ängstlich, 20. persönliches Fürwort, 21. getrocknetes Gras, 22. Ausruf, 23. Hauchlaut.



Auflösung des Kreuzworträtsels aus Nr. 12

Verhüten Sie

inangenehmen
Schweißgeruch!

Er macht Sie überall unbeliebt! Beobachten Sie sich genau – Sie transpirieren vielleicht, ohne es zu wissen. Verwenden Sie deshalb rechtzeitig DESALAN zur Behandlung der Achselhöhlen, Füße und Hände. DESALAN erlöst Sie rasch und sicher von lästigen, stark riechenden Ausdünstungen. Die Flasche reicht für mehrmonatliche Behandlung und kostet in allen einschlägigen Fachgeschäften nur RM 1.–



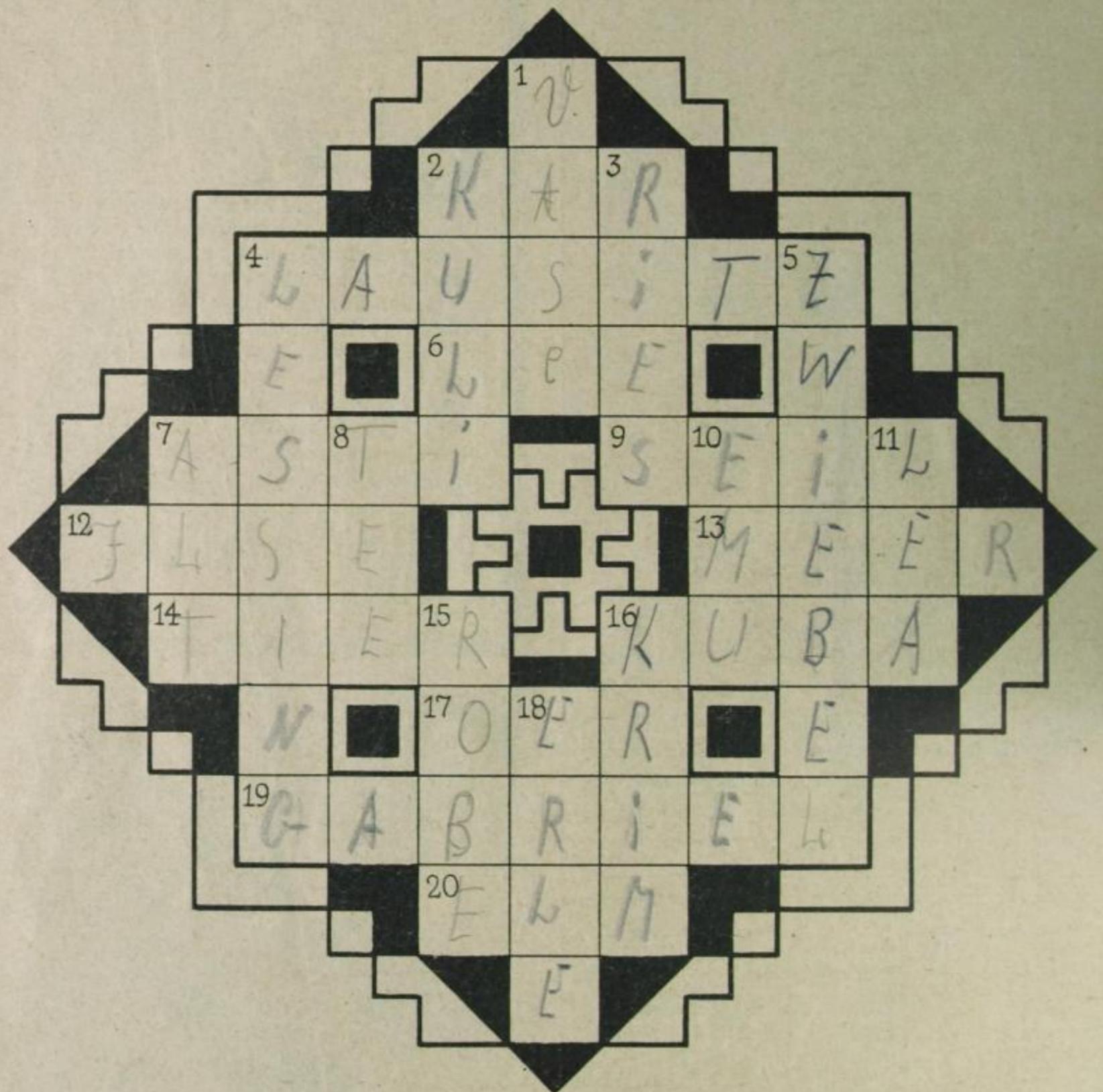
DESALAN
Mousson



*Bezaubernde Anmut
durch einen schönen Mund und
gesunde Zähne. – Auch für Ihre
Zahnpflege daher nur
die deutsche Qualitäts-Marke*

KOLYNOS Zahn-Pasta

Unser neues Kreuzwort-Rätsel



Waagrechte Reihen: 2. Gebirgsschlucht. 4. Mitteldeutsche Landschaft. 6. Schiffsseite. 7. Stadt in Oberitalien. 9. Hanfprodukt. 12. Harzfluß. 13. Gewässer. 14. Lebewesen. 16. Insel der Gr. Antillen. 17. Nordische Münze. 19. Erzengel. 20. Braunschweiger Höhenzug.

Senkrechte Reihen: 1. Ziergefäß. 2. Lastträger. 3. Zählmaß. 4. Deutscher Dichter. 5. Pflanzenteil. 7. Stimmlage. 8. Getränk. 10. Australischer Vogel. 11. Biblische Frauengestalt. 15. Amtskleid. 16. Halbinsel im südlichen Rußland. 18. Laubbaum.

Verantwortliche Schriftleitung Friedrich Kroner, Berlin-Charlottenburg 4.
 Der „Uhu“ erscheint monatlich einmal. Zu beziehen durch jede Postanstalt, laut Postzeitungsliste, ferner durch jede Buchhandlung und durch jede Ullstein-Filiale. — Anzeigenpreise nach Tarif. — Für die Anzeigen verantwortlich: Hermann Krieg, Berlin SO 16. — Verantwortlich in Oesterreich für die Redaktion: Ludwig Klinenberger, für Herausgabe: Ullstein & Co., Ges. m. b. H., Wien I., Rosenbursenstraße 8. — Für die Tschechoslowakische Republik: Wilhelm Neumann, Prag. — Unverlangte Einsendungen können nur zurückgesandt werden, wenn Porto beiliegt. — Verlag und Druck: Ullstein A. G., Berlin SW 68, Kochstr. 22-26.

HEFT 12
6. JAHRGANG
SEPTEMBER 1930
BERLIN
1 MARK

Diese Seite fehlt im verfügbaren Exemplar. Wir bemühen uns um Ergänzung.

EILENTHER, 30.

Abschied vom Sommer

HEFT 12
6. JAHRGANG
SEPTEMBER 1930
BERLIN
+
MARK

Diese Seite fehlt im verfügbaren Exemplar. Wir bemühen uns um Ergänzung.

EILENTHER, 30.

Abschied vom Sommer